Übersetzen 02/13

Reflexionen
Elina Kritzokat: Finnische Kinderliteratur übersetzen 1
Andreas Volk: Polnische und deutsche Literaturübersetzer im Gespräch 1

Würdigungen
Else-Otten-Preis 2012 an Christiane Kuby 2
Straelener Übersetzerpreis der Kunststiftung NRW
an Nikolaus Stingl, Förderpreis an Ursel Allenstein 4
Weitergabe des Hieronymusrings an Frank Heibert 5

Veranstaltungen
Ächz. Schwitz! Übersetz!! Seminar zum Übersetzen von Comics 7
Übersetzer und Lektoren »Über Kreuz« 7
Wir müssen reden! Auftaktlesung der Mitgliederversammlung des VdÜ 8
Baden-Württembergische Übersetzertage 2013 10
Dänisch-Deutsches Übersetzungsseminar 10
Seminar zur Übersetzung von Unterhaltungsliteratur 11
Spaziergänger in Wolfenbüttel. 10. Übersetzergespräch 12

Nachrufe
Albrecht Lempp (1953–2012) 14
Doreen Daume (1957–2013) 14

Rezensionen
Esther Kinsky: Fremdsprechen. Gedanken zum Übersetzen 15
Heike Wiese: Kiezdeutsch. Ein neuer Dialekt entsteht 16

Umschlag: Wolf Harranths PC-Rubrik

47. Jahrgang, Juli–Dezember 2013

REFLEXIONEN

Elina Kritzokat

FINNISCHE KINDERLITERATUR ÜBERSETZEN

Kinder- und Jugendliteratur aus dem Finnischen zu übersetzen unterscheidet sich gar nicht so sehr vom Übersetzen von Romanen oder vom Übersetzen von Kinderliteratur aus anderen Sprachen, wie mir durch Gespräche mit Kollegen deutlich wurde. Lösen muss man Probleme im Deutschen und auf den jeweiligen Text und die Zielgruppe hin gedacht. Und die typischen sprachlichen Probleme, die sich speziell beim Transfer Finnisch-Deutsch ergeben, z.B. dass die Grammatiken sehr verschiedene sind oder bestimmte Formen in der einen Sprache häufiger vorkommen als in der anderen, sind nicht allein der Kinderliteratur vorbehalten.

So kann die Zitat-Suche in der Kinderliteratur ähnlich anspruchsvoll sein wie in manchem Erwachsenenroman, wenn zum Beispiel in Leena Krohns *Emil und der Pelikanmann* schwer zu identifizierende Zitate anderer Autoren aufgespürt werden wollen und deren Wortlaut im Deutschen recherchiert werden muss. Besonders trickreich wird es mit der Recherche in den Bilderbüchern von Aino Havukainen und Sami Toivonen, die für *Tatu und Patu und ihre verrückten Berufe* ausgiebig und leidenschaftlich Begriffe aus der Berufswelt recherchiert haben. Da muss man dann auch mal bei der Feuerwache vorbeifahren, um sich die korrekten Termini der Feuerwehrwagenausstattung nennen zu lassen, mit Zimmermännern telefonieren, um zu erfahren, wie bestimmte Lineale oder Sägen heißen, oder online Kataloge für Bäckereimaschinen durchstöbern.

Ekelzutatenentferner und Minimach

Oft darf man bei den kreativen Bilderbüchern von Havukainen und Toivonen auch selbst Worte erfinden, etwa den Ekelzutatenentferner, den Minimach oder die Wimmel-Rettungsweste. Und damit ist man schon mittendrin im Bereich der Unterschiede zwischen Kinder- und Erwachsenenliteraturübersetzung, und auch ein paar Spezifika beim Übersetzen aus dem Finnischen werden sich noch finden lassen.

Reime sind bei Büchern für jüngere Leser häufig ein Thema. Hier darf man sich beim Übersetzen stärker vom Original lösen, um im Deutschen etwas ähnlich Originelles und rhythmisch Schönes zu drechseln. Überhaupt ist wichtig, dass man eine gut strukturierte und laut vorlesbare Sprache schreibt (und diese ja in der Regel auch im Original vorfindet). Denn Kinderliteratur wird häufig von den Eltern vorgelesen, was ja zudem eine der wichtigen Funktionen des Kinderbuchs ist: dass Kinder und Eltern Zeit miteinander verbringen und dabei neue Welten entdecken. Im Roman für Erwachsene stört ein komplizierter Satzbau nicht, sofern intendiert und bewusst gestaltet, aber einen Text für ganz junge Leser lese ich mir als Übersetzerin noch zweimal öfter laut vor, um zu überprüfen, ob der Rhythmus von betonten und unbetonten Silben und die Strukturierung durch Punkte und Kommata schön durchlaufen und die Sprache sich gut sprechen lässt. Ganz wichtig ist mir ein unmittelbarer, frischer Ton: Es sind die ersten Leseerfahrungen – wenn die Texte nicht authentisch wirken, fesseln und überzeugen, dann steigen die Kinder nicht weiter ins Lesen ein und werden auch als Erwachsene eher selten zum Buch greifen, wie Untersuchungen belegen.

Wischmopp oder Mikrofaser

Wobei man es jungen Lesern meiner Ansicht nach nicht zu angenehm machen sollte: Sie sollen zwar nicht über einen ungewollt unharmonischen Satzbau stolpern, sie dürfen aber sehr wohl ungewöhnlichen oder komplizierten Wörtern begegnen! Kinder lieben es ja, Neues zu lernen, und schnappen Ausdrücke wie *Wischmopp* oder *Mikrofaser* sofort auf.

Die finnischen Namen können mitunter eine Herausforderung sein: Einmal sind das Namen, die unabsichtlich an ein deutsches Wort erinnern; so kann aus Antti Anton werden oder aus Moosa, das die Lektorin und mich an Moos, aber leider auch an Möse erinnerte, Saara – natürlich in Absprache mit der Autorin. Und nochmal anders liegt der Fall, wenn Namen eine spezielle Bedeutung tragen, wie etwa in den Kinderbüchern von Mila Teräs: Dann wird aus Edvard Syrjälä, einem Außenseiter, der das im Finnischen auch in seinem Nachnamen trägt, im Deutschen Edvard Abseits, oder aus Samu Sade, einem Wetter-Beobachter, Ronni Regen. Bei den verrückten comicartigen Brüdern Tatu und Patu wiederum sind die Namen als Markenzeichen bewusst beibehalten.

Nicht so einfach zu lösen war für mich hin und wieder die Frage einiger Realia. Hier bewege ich mich zwischen meinem Wunsch, möglichst viel Finnisches für die jungen Leser zu transportieren, und dem für mich ebenfalls wichtigen Übersetzungskriterium der Wirkungsäquivalenz: Wenn etwa ein Witz im Original gut und prompt funktioniert, weil eine für alle sofort erkennbare finnische Medienfigur durch den Kakao gezogen wird, dann möchte ich das im deutschen Text ungern erklären, sondern versuche, auf eine nach Möglichkeit in beiden Ländern bekannte Figur zurückzugreifen, um den Effekt und den »Flow« zu erhalten.

Als abschließende Überlegung finde ich folgende Frage interessant: Warum sind gerade finnische Bücher oder generell Bücher aus den nordischen Ländern auf dem deutschsprachigen Buchmarkt recht gut repräsentiert? Hier habe ich einige Statements von den Lektorinnen der Kinderbuchverlage gehört. Sie sagen, dass der Wertekanon, der ja in Büchern anhand der Themenwahl und der Art, wie ein Thema aufbereitet wird, ständig mit durchschimmert, hierzulande eben Sympathie weckt: ein gleichberechtigtes Geschlechterverhältnis, d.h. beide Eltern packen zu Hause an, und eine Mutter, die auch mollig, schlampig oder müde sein darf und zu Hause nicht hochhackig und mit Nagellack herumläuft (so was sieht man in Bilderbüchern ja sofort); ein demokratisches Werteverständnis – und nicht zuletzt: viel Raum und Offenheit für Phantasie mitten im Alltag.

Der Text entstand im Rahmen einer Ausstellung finnischer Kinderbücher auf dem Bücherschiff Basel im Frühjahr 2013.

Andreas Volk

POLNISCHE UND DEUTSCHE LITERATURÜBERSETZER IM GESPRÄCH

Hätte Wisława Szymborskas schwedischer Übersetzer nicht Anders Bodegård geheißen, hätte die polnische Dichterin dann auch den Nobelpreis für Literatur erhalten? Wohl kaum – dies behaupten zumindest einige Kenner, die es eigentlich wissen müssten. Die Rolle der Übersetzer bei der Wahl der Schwedischen Akademie kann gar nicht hoch genug veranschlagt werden.

Das Goethe-Institut hat diesem bedeutsamen Umstand in seiner Reihe »Übersetzer im Gespräch« Rechnung getragen und Vertreter der Zunft (darunter auch Übersetzer mehrerer Nobelpreisträger) zu Wort kommen lassen: In den letzten drei Jahren sind so nach und nach fast vierzig polnische und deutsche Literaturübersetzer zu ihrer Berufswahl, ihrer Arbeit, ihrem Selbstverständnis als Kulturmittler und ihrem Verhältnis zu den von ihnen übersetzten Autoren befragt worden.

In die gleiche Kerbe schlägt auch die polnische Übersetzerin Małgorzata Lukasiewicz, die zu Recht in Zweifel zieht, dass Günter Grass' Erfolg in Polen ein Selbstläufer war: »Stellen wir uns zum Beispiel vor, Günter Grass […] wäre seinerzeit in Polen nicht auf einen Übersetzer wie Sławomir Błaut gestoßen. Wir

hätten vielleicht irgendeinen Grass auf Polnisch, aber das wäre vermutlich ein langweiliger, schwerfälliger Grass, nicht einer, der durch sprachlichen Einfallsreichtum fasziniert. Man hätte keine Lust, ihn zu lesen, um seine Bücher würde sich kaum jemand scheren.«

Überzeugungstäter

Die beiden Beispiele zeigen, dass der Persönlichkeit des Übersetzenden ein größeres Gewicht zukommt, als gemeinhin angenommen wird. In der Reihe des Goethe-Instituts werden einzelne Artgenossen dieser Spezies porträtiert, die im Allgemeinen eher ein Schattendasein fristet. In den Gesprächen kommt der Mensch hinter dem Übersetzer zum Vorschein, von dem in aller Regel erwartet wird, dass er vornehm hinter dem Autor zurücktritt, am besten er macht sich gleich ganz unsichtbar. Der ideale Übersetzer, so ist immer wieder zu hören, müsse so etwas wie ein Medium sein, dessen Existenz im Idealfall vom Leser nicht einmal bemerkt wird, denn die Übersetzung dürfe nicht als eine solche wahrgenommen werden, heißt es.

Der Übersetzer, das unbekannte Wesen, der demütige Arbeiter im Weinberg der Literatur? Liest man die einzelnen »Gespräche«, wird schnell klar, dass man es mit selbstbewussten Überzeugungstätern zu tun hat, die nicht im Affekt handeln, sondern nur allzu gut wissen, was sie tun. Es sind häufig Eiferer, die sich auch von geringer Wertschätzung und miesen materiellen Bedingungen nicht abschrecken lassen.

Unterschiedliches Selbstverständnis

Viele der Befragten verstehen das Übersetzen als Berufung, andere wie Karl Dedecius gar als Ehrenamt (»übersetzt habe ich fast ausschließlich ehrenamtlich«). Manch einer wartet sogar mit seinem eigenen, »privaten« Glaubensbekenntnis auf (Roswitha Matwin-Buschmann). Wieder andere sind von einer fremden Kultur dermaßen fasziniert, dass sie im wahrsten Sinne des Wortes über-setzen, sprich überlaufen, sich in der fremden Kultur eine neue Heimat errichten und das eigene Leben zu einer einzigen Übersetzung (v)erklären (Marlis Lami). Zudem gibt es die Fraktion der verhinderten (Sława Lisiecka) oder angehenden Schriftsteller, die zuerst übersetzten und erst später mit dem eigenen Schreiben begannen (Jakub Ekier).

Unterschiedliche Ansätze und Querverbindungen

Die Aussagen der Porträtierten verknüpfen sich zu einem Netz von Querverbindungen, Assoziationen, Widersprüchen und Bezügen. Während Ryszard Wojnakowski seine skandinavischen und niederländischen Kollegen beneidet, die beim Übersetzen aus dem Deutschen, aufgrund der Ähnlichkeit der Sprachen, nicht einmal ins Schwitzen geraten, kann Sven Sellmer, der auch aus dem Sanskrit übersetzt, darüber nur schmunzeln. Katarzyna Leszczynska suchte jahrelang nach einem polnischen Verleger für Hannah Arendts Biographie *Rahel Varnhagen*, Małgorzata Łukasiewicz dagegen gibt sich mit einer Biographie nicht zufrieden, sie hätte sich am liebsten mit der Philosophin persönlich unterhalten. Agnieszka Kowaluk erklärt, wieso das Übersetzen nicht als reines Verlustgeschäft zu betrachten sei, und bringt den von Barańczak geprägten Begriff der »Ökonomie der Übersetzung« ins Spiel, Maciej Ganczar wiederum spricht ganz konkret von den Schwierigkeiten beim Übersetzen der inzwischen antiquierten Wirtschaftssprache in Hermann Brochs Dramen. Als fremd an der an sich so vertrauten Kultur, die man ja berufsmäßig zu vermitteln trachtet, empfindet Jacek Buras den preußischen Nationalismus, Ursula Kiermeier hingegen den polnischen Messianismus. Die Aufzählung ließe sich beliebig weiterführen.

Auf diese Weise entsteht ein Dialog zwischen den Übersetzern. Der Übersetzer wird nicht nur als sonderbares Einzelwesen ans Licht der Öffentlichkeit gezerrt, sondern auch seiner Vereinzelung entrissen, in seinen vielfältigen Varianten und Ausformungen gezeigt. Das ist das ganz besondere Verdienst dieser Umfrage. Man sieht diverse, ganz unterschiedliche Sichtweisen und Erfahrungen, man entdeckt immer neue Aspekte und Facetten des Übersetzerhandwerks.

Was heißt »dienstäglicher Blutwursttag« auf Polnisch?

Nur eins würde man dann doch noch gerne wissen. Wie hat nun Jacek Buras in Thomas Bernhards *Theatermacher* den dienstäglichen Blutwursttag ins Polnische übersetzt? Welche Lösung hat er nach tagelangem Grübeln gefunden, als er schon kurz davor war, hinzuschmeißen. Vielleicht lag es ja gerade am mangelnden Beharrungsvermögen und Einfallsreichtum des schwedischen Bernhard-Übersetzers, dass das Lebenswerk dieses bedeutenden deutschsprachigen Autors nicht mit dem Literaturnobelpreis gekrönt wurde. Ein interessanter Gedanke, der aber dann doch weit übers Ziel hinausschießt.
www.goethe.de/uebersetzergespraech

WÜRDIGUNGEN

Elke Schmitter

ELSE-OTTEN-PREIS 2012 AN CHRISTIANE KUBY

Berlin, 23. Januar 2013

Mit dem Übersetzen verhält es sich wie mit vielen Selbstverständlichkeiten des Lebens. Wir begrüßen einander auf eine geübte, vollkommen unauffällige Weise, so wie ich Sie eben. Wir erzählen einander mehr oder minder interessante Neuigkeiten, wie wir es am Ende dieser Veranstaltung bei einem landestypischen Getränk tun werden. Wir erinnern uns an vergleichbare oder ganz andere Situationen, wir tauschen vielleicht Kontaktadressen aus, wir berichten von diesem Abend möglicherweise jemandem, wenn wir nach Hause kommen, wir schlafen ein, wir träumen. Und wir übersetzen.

Wir haben uns daran gewöhnt, spätestens das Netz, das www, hat uns dazu gezwungen, permanent mit Vokabeln zu operieren, deren Bedeutung wir nicht nach-denken, deren Funktion uns aber zupass kommt und, weil sie eben funktioniert, nicht weiter befragt werden muss. Das *spotlight* in meinem *dock* hat einen *trackpad,* den meine *mouse* mühelos *covert*. Man kann das Übersetzen nennen, im buchstäblichen Sinne – wie man mit einem Boot von einem Ufer zum anderen übersetzt, langsam, mit Staken und Rudern, oder schnell mit einem Motor. Man erreicht das gegenüberliegende Ufer vielleicht nicht an genau der gegenüberliegenden Stelle, weil die Strömung einen abgetrieben hat, und man ist möglicherweise nicht mehr derselbe, weil man während des Übersetzens in die Sonne geblinzelt, geplaudert, nachgedacht hat. Aber man hat wieder festen Boden unter den Füßen, sobald man angelangt ist, man kann seinen Weg weitergehen, der Kahn steht einem anderen zur Verfügung und der Fluss liegt im Rücken.

Erst wenn man nachdenkt, was da passiert ist, wird man verwirrt. Was geschieht eigentlich genau, wenn man grüßt? Welche Gleichzeitigkeit setzt das voraus, fußt es auf Anerkennung oder schafft es die Anerkennung erst, und welche Bedeutung hat die Geste, die wir dazu machen, wenn wir auf Wangen küssen, Hände schütteln, auf Schultern klopfen, umarmen, welche Art von Beziehung schaffen oder bestätigen wir damit? Es kann einem schwindlig werden von der Komplexität eines Vorgangs, der zu den täglichen Routinen gehört. In der Philosophie delegiert man diese Art Komplexität auf die Phänomenologie, in der Soziologie an die Erben von Georg Simmel und Pierre Bourdieu, in der Literatur an die Übersetzer. Sie führen den Kahn, auf dem wir in unsere Sprache übersetzen, und zwar

mit jedem Satz, mit jedem Wort neu, und zwar im besten Falle so, dass wir es nicht merken. Denn nur wenn wir uns beim Lesen zu Bewegungen gezwungen fühlen, die wir eigentlich nicht machen wollen, wenn wir stocken oder ins Taumeln geraten, wenn wir vom Weg abkommen, wenn wir stolpern oder sogar fallen, wenn wir beim Lesen seekrank werden, dann spüren wir, dass etwas nicht stimmt mit der Übersetzung. Dass wir eigentlich nicht am anderen Ufer, auf festem Boden unterwegs sind, sondern noch immer auf dem Wasser trudeln. Und dass das Boot schaukelt, voll Wasser läuft oder die Richtung verloren hat.

Beschaffenheit der Erde, auf der wir unterwegs sind

So ist es bei Christiane Kuby natürlich nicht. Sondern genau anders herum. Was sie übersetzt, liest sich eben so, als wäre es gleich in unserer Sprache geschrieben. Die Schwierigkeit beim Übersetzen liegt nämlich nicht nur in der Überfahrt. Das ist ein Bild, das eigentlich nur den Blick öffnen kann für das, was die Übersetzerin tut, während sie ihre Arbeit macht. Für uns ist wichtig, welche Textgestalt sie ihren Überlegungen schließlich gibt, welche Ergebnisse ihre Arbeit als selbstverständlich darlegt. Welche Beschaffenheit also die Erde hat, auf der wir unterwegs sind, wenn wir lesen. Und das soll unsere sein, die, mit der wir muttersprachlich zu Menschen geworden sind. Auf die unser Gang abgestimmt ist, unsere Art, die Füße zu heben, der Rhythmus unserer Schritte.

Christiane Kuby Foto © Johanna Kuby

Die freie Sicht bei einem Hügel, wie ein besonderes Wort ihn bildet – so besonders, wenn es gut geht, dass wir den Blick schweifen lassen in eine Wolkenformation von Assoziationen, so dass uns wärmer oder kälter ist beim Weitergehen, dass wir bereichert und erfahrener sind. Der kleine Schock schließlich, wenn ein sprachliches Hindernis auftaucht, ein Wort oder eine Satzkonstruktion wie ein Findling, der uns im Weg liegt und den wir umgehen müssen, nachdem wir uns an ihm gestoßen haben und den wir, wenn es gut geht, betastet und bewundert haben.

Die Übersetzerin steuert unseren Weg

Nur die Übersetzerin steuert unseren Weg. Sie sorgt für all diese Phänomene, die das Lesen zu einer widerstandslosen Wanderung machen oder einem Gang übers Eis, zu einer Überquerung der Alpen oder einem barfüßigen Spazieren durch weichen und warmen Sand, der sich unseren Fußsohlen anschmiegt. Und das eine ist so gut wie das andere. Es muss nur zu der Beschaffenheit auf der anderen Seite des Ufers passen, es muss ein möglichst identisches Erleben erzeugen wie das, was der Schriftsteller in seiner Muttersprache seinen Lesern ermöglicht hat. Das Zögern, das Bedenkliche, der Absturz und der Rausch, das Innehalten und das Wundern, die schnelle Fahrt, das Gleiten und das mühsame Vorankommen. Das Gefühl von Kostbarkeit bei einem Wort, einem Klang, das Vergnügen bei einer Alliteration; der freie Raum, der bei der richtigen Art von Kargheit entsteht und die Andacht wie vor einem Barockaltar, wenn geprunkt werden soll. Der Genuss, den eine ganz ebenmäßige Textgestalt mit sich führt, und der Genuss, den ein eklektischer Stil erzeugt, der permanent sein Temperament, seine Farbe, seine Temperatur und seine Stofflichkeit ändert.

Ein Autor, der so etwas kann, ist Erwin Mortier. Er hält nicht viel von Berechenbarkeit. Er hält viel vom Denken und Träumen beim Lesen, von der Verlangsamung in der Vergegenwärtigung, vom leisen Tremolo der Andeutung und von der Entfaltung des Verschwiegenen. Stofflich gesehen ist seine Prosa kein gespanntes Leintuch, auf dem sich klare Konturen abzeichnen, aber auch kein mit Bouclégarn gestrickter Stoff, der kuriose kleine Unebenheiten hat. Es ist eher ein Vorhang aus Samt, der tiefe, schwungvolle Falten wirft, in einer Farbe, die den Schatten aufnimmt und einen geduldigen Schimmer erzeugt. Ein Satz von Mortier über das Verhältnis einer hoch betagten Tochter zu ihrer längst verstorbenen Mutter aus der Sicht des Kindes geht beispielsweise so:

> *Jahrhunderte würde es in Anspruch nehmen und mehrere Universitäten, wollte man die Gespräche zwischen meiner Mutter und mir in meiner Kindheit begreifen, wollte man sie in all ihren vibrierenden Nuancen und Nebenbedeutungen bloßlegen, die Vermutungen, die sich hinter den Wörtern verbargen, was wir verschwiegen oder selbstverständlich fanden, und all das Flüchtige, die unausgesprochenen Gefühle von Angst, Sorge, Groll und, warum nicht, Liebe, die als blinde Passagiere im Bauch der Wörter mitreisten, die wir einander während der Arbeit zuschoben.*

Dieser Satz aus dem Roman *Götterschlaf*, für dessen Übertragung Christiane Kuby den Else-Otten-Preis erhält, ist wie eine kleine Meditation über das Übersetzen selbst, über all die Empfindungen, die, wie es so wunderbar heißt, »als blinde Passagiere im Bauch der Wörter mitreisen«. – Es war ein Satz von Erwin Mortier und ist nun ein Satz von Christiane Kuby, es war ein Satz aus Flamen und ist nun ein deutscher Satz, ein deutsches Gelände, das an den richtigen Stellen federt, an anderen schwere Erde ist, ein Satz, durch den wir gehen können und nicht die Orientierung verlieren, obwohl wir an so vielen Stellen ein wenig innehalten, um dem Verschwiegenen nachzusinnen und das Ungesagte zu hören und das Geschriebene zu begreifen. Er ist eben gute Literatur.

Als Leser müssen wir der Übersetzerin vertrauen. Als Autor sind wir dem Übersetzer ausgeliefert, auf Gedeih und Verderb; am Ende entscheidet die Qualität seiner Arbeit, ob wir uns nicht nur in das Gehirn, sondern auch in das Gemüt der Leser einnisten können, ob unsere Sätze da nachhallen und ein Echo finden, wo nicht mehr das Bewusstsein entscheidet, sondern das ganze Selbst, mit seinen Verschwiegenheiten und seinem Unerkannten und Unerhörten. Ob der Autor also bleibt, nicht nur im Bücherregal, sondern auch im Gedächtnis, ob seine Stimme sich zu denen gesellt, mit denen wir Umgang haben, wenn wir wir selber sind.

Christiane Kuby gehört zu den Übersetzerinnen, zu diesen Meistern des Fachs, denen wir vertrauen dürfen, als Leser und als Autoren.

Paul Ingendaay

STRAELENER ÜBERSETZERPREIS DER KUNSTSTIFTUNG NRW AN NIKOLAUS STINGL, FÖRDERPREIS AN URSEL ALLENSTEIN

Straelen, 12. Juni 2013

Alle halbwegs ernsthaften Leserinnen und Leser wissen: Ohne gute Übersetzungen läuft nichts. Ohne Sie, die Übersetzer, würden wir nicht lesen, nicht lernen und literarisch nicht über unser kleines Land, unsere kleine Sprache, unser kleines Leben hinausblicken. Sie, die Übersetzer, schenken uns zeitweise die wunderbare Illusion, alles, was jemals an Schönem, Wichtigem und Nebensächlichem geschrieben wurde, stehe zu unserer Verfügung.

Erlauben Sie mir, bevor ich das Loblied auf Nikolaus Stingl und Ursel Allenstein weitersinge, einige Bemerkungen zum Umfeld literarischer Übersetzungen. Es ist nicht leicht, die Qualität einer Übertragung kompetent zu beurteilen. Die Jury des Straelener Übersetzerpreises der Kunststiftung Nordrhein-Westfalen wird sich viel Zeit genommen haben, und sicherlich hatte sie unter einigen Kandidaten die Qual der Wahl.

Nikolaus Stingl, Ursel Allenstein Foto © EÜK

Problematische Übersetzungskritik in den Medien

Kniffliger wird es bei Übersetzungskritik in den Medien. Wie Übersetzer oft leidvoll erfahren müssen, gibt es keinerlei Vorgaben, keine Kriterien, keine Schamgrenze links oder rechts, oben oder unten, wenn es an die öffentliche Bewertung der übersetzerischen Arbeit geht. Manche Medien sparen sich die Übersetzungskritik aus Prinzip, weil sie der Überzeugung sind, die Leser oder Zuschauer interessiere das nicht. Andere gewähren maximal zwei, drei Zeilen, und wie viel Begründung oder Argument in eine so winzige Textmenge passt, können wir uns leicht ausrechnen.

Dann wiederum gibt es Medien, in denen die Literaturkritiker nach eigenem Ermessen Übersetzungskritik üben dürfen, und wem das zunächst nach einer guten Nachricht klingt, der warte ab, was jetzt folgt: ein Blick in den Abgrund der Willkür.

Denn manche benötigen gar kein Original, um das Niveau der Übersetzung zu bestimmen. Ihnen passt etwas nicht. Einen bestimmten Ausdruck finden sie sonderbar. Und das schreiben sie dann hin:

»… hat XY eine ungelenke Übersetzung abgeliefert …«
»… ist XY den stilistischen Anforderungen des Textes nicht gerecht geworden …«
»… entwickelt XY leider keinen eigenen Ton…«

Drei Zitate, Anführungszeichen dazu, fertig ist das Urteil. Nichts geht schneller als diese Form der Übersetzungskritik. Die scheinobjektive Feststellung von Übersetzungsfehlern hebt den Kritiker in den Rang des Bescheidwissers, und wenn er gar nichts anderes weiß: Darüber weiß er Bescheid!

Glücklicherweise gibt es auch Kritiker, die sich, statt inkompetent zu verreißen, zu inkompetentem Lob aufschwingen, und natürlich sind diese Leute den Übersetzern bedeutend lieber.

»… ist XY eine kongeniale Übertragung gelungen…«
»… liest sich flüssig, angenehm, stilsicher…«
»Präzise.«
»Variantenreich.«
»Mit einem Wort: klingt angemessen!«

Begriffe wie »kongenial« und »angemessen« sind die Highlights solcher Rezensionen. Ich weiß es, weil ich mal unter Übersetzern aus dem Englischen, Französischen, Spanischen, Ungarischen und Schwedischen eine kleine Umfrage gemacht habe. Alle sagten mir dasselbe: Wenn jemand pauschal und mit einem gewissen Bildungsanspruch loben will, schreibt er, die Übersetzung sei »kongenial«. Klingt toll und hat den enormen Vorzug der Bedeutungsfreiheit.

Ich bin sicher, alle oder fast alle hier anwesenden Übersetzerinnen sind schon einmal »kongenial« genannt worden. Das erinnert mich daran, wie es bei der ersten Schülerliebe immer heißt: »Du hast so schöne Augen.«

»Du, ich finde dich umwerfend.«
»Ehrlich, ich finde dich kongenial.«

Sie alle, liebe Übersetzerinnen und Übersetzer, kennen dieses mehlige Feuilletonistenlob, das Ihnen einmal kurz über den Kopf streichelt, ohne sich durch genauere Sachkenntnis zu verraten. Und ich bin sicher, untereinander erzählen Sie sich lachend davon, froh, etwas Nettes über sich zu lesen, statt öffentlich abgewatscht zu werden. Was ja leider auch vorkommt, das öffentliche Abwatschen. Manchmal zu Recht. Manchmal zu Unrecht.

In dem gerade beschriebenen Zustand ist eine tiefe Wahrheit verborgen: Man kann als Kritiker nicht gleichzeitig zeitsparend und genau sein. Die Wahrheit einer guten Übersetzung lässt sich im Allgemeinen nicht in drei Zeilen packen. Da es für Übersetzungskritiker kein Diplom, ja noch nicht einmal den kleinsten Kompetenznachweis gibt, sollte man sich zum Ausgleich etwas wünschen: Gefragt und gefordert ist eine Übersetzungskritik, die zumindest das Original zu Rate zieht, die sich weiterbildet, die ihre Defizite einräumt und demütig bleibt.

Möglichst nicht krank werden, niemals irren

Demut ist auch ein Merkmal jedes guten Übersetzers. *It comes with the job*, könnte man sagen. Er werde etwa so honoriert wie ein Facharbeiter, hat Nikolaus Stingl mal erzählt. Und so sieht dann das Leben aus: Man soll sich als Übersetzer durch die Seiten pflügen, über Wochen und Monaten hinweg das Pensum herunterreißen, möglichst nicht krank werden, sich niemals irren, vor allem aber: die Klappe halten, wenn es zum Konflikt kommt.

Genug der scharfen Töne. Heute ist ein Grund zur Freude. Denn wir haben es – in Gestalt der beiden Preisträger – mit zwei Formen des handwerklich inspirierten Enthusiasmus zu tun. Wenn ich mir gleich erlaube, aus einem elektronischen Austausch mit den beiden Preisträgern zu zitieren, dann deshalb, weil die beiden mir so engagiert und warmherzig von ihrer Arbeit erzählt haben.

Nikolaus Stingl erhält den Straelener Übersetzerpreis der Kunststiftung Nordrhein-Westfalen vor allem in Würdigung seiner Übertragung des großen Romans *Der Tunnel* von William Gass, erschienen 2011 im Rowohlt Verlag. Es ist der rasende Monolog eines Historikers, der im Begriff ist, sein Geschichtswerk über »Schuld und Unschuld in Hitlerdeutschland« abzuschließen und in einen großen Gesang über das Böse, den

Holocaust, über Kollegen, die Familie und die eigene Kindheit verfällt, unheilig, haltlos, voll obszönem Wortwitz und vollständig desillusioniert.

Fast dreißig Jahre hat Gass – der mit allen Wassern der Theorie gewaschene Sprachphilosoph und Modernist in der Nachfolge von Gertrude Stein – an diesem Magnum opus geschrieben. Es zu lesen ist schon ein starkes Stück, denn so ein totaler Roman besetzt mit Macht die Räume wie die Stunden. Es aber zu übersetzen … Diese Titanenarbeit fordert einen scharfsinnigen, hartnäckigen und absolut entflammten Übersetzer. Mit seinen eigenen Worten:

> *Die größte Herausforderung am* Tunnel *war für mich, über einen so langen Zeitraum die stilistische »Höhe«, das unentwegte sprachliche Fortissimo zu halten. Das Projekt dauerte immerhin zirka fünfzehn Monate, und ich habe mich (Begleit- und vertiefende Lektüre eingeschlossen) in dieser Zeit beruflich mit nichts anderem beschäftigt.*

Das heißt: Übersetzer müssen sich einer drastischen und oft dramatischen Monokultur verschreiben, sich gleichsam einschließen und abschotten, um für die Dauer ihres Übersetzungsauftrags in der Welt des Originaltexts zu leben. Eine gewisse Schizophrenie wird da gleich frei Haus geliefert. Denn einerseits sollen sie sich tief in den Diskurs der Ausgangssprache wühlen – andererseits müssen sie komplett in der Zielsprache leben und sie nach der maximalen Ausdruckskraft absuchen.

Aber das ist nur eine Andeutung der Verdienste, die Nikolaus Stingl besonders den Liebhabern amerikanischer Literatur in der Vergangenheit erwiesen hat. Hören Sie selbst, was er mir erzählt hat:

> *Mir als Übersetzer – und das dürfte bei den meisten meiner Zunft so sein – bedeuten die Autoren am meisten, die den größten ästhetischen und Erkenntnisgewinn abwerfen:*
> *Thomas Pynchon, ein eminent politischer Autor, hochkomisch und keine Sekunde langweilig;*
> *William Gaddis, dessen dialogische Romanform so gut funktioniert, dass sie sich ab einem bestimmten Punkt fast von selbst übersetzt hat;*
> *Neal Stephenson wegen seiner Gabe, auch komplizierteste technische und wissenschaftliche Sachverhalte in eine unterhaltsame Form zu kleiden;*
> *Cormac McCarthy, dessen Reduktionismus eine ungeheure Tiefendimension hat;*
> *Andrew Miller, der in unterschiedlichsten Genres solidestes Handwerk abliefert, was auch mein Ziel als Übersetzer ist.*

In Jahrzehnten glänzender Arbeit hat Nikolaus Stingl bewiesen, dass sich literarisches Gespür, Kreativität und Genauigkeit verbinden lassen. Es gibt buchstäblich keinen Autor, an den er sich nicht herantrauen würde, und könnte William Faulkner noch aussagen – Stingl übersetzt gerade dessen hochkomplexes Meisterwerk *Absalom, Absalom!* –, dann würde er uns wohl verraten, dass er sich bei Nikolaus Stingl in guten Händen fühlt.

Was er denn über seinen Alltag als Übersetzer erzählen könne, fragte ich ihn. Seine Antwort:

> *So etwas wie Euphorie stellt sich allenfalls ein, wenn man so eine Arbeit hinter sich gebracht hat. Ansonsten versuche ich, möglichst viel Nüchternheit walten zu lassen.*

Erstmals Förderpreis verliehen

Ursel Allenstein erhält den Förderpreis zum Straelener Übersetzerpreis der Kunststiftung Nordrhein-Westfalen für ihre Übertragung des Romans *Je schneller ich gehe, desto kleiner bin ich* der Norwegerin Kjersti A. Skomsvold, erschienen im Verlag Hoffmann und Campe.

Es geht um das Leben einer fast Hundertjährigen, geschrieben mit dem Schwung und der behutsamen Ironie einer Debütantin. Um das Sichwundern, Aufbegehren und Neues-Lernen, selbst dann, wenn das altgewordene Leben sich neigt. Das hat viel Charme und für einen Debütroman eine ungewöhnliche kompositorische Sicherheit.

Über die Anfänge der Übersetzerleidenschaft hat Ursel Allenstein mir Folgendes erzählt:

> *Ich habe im frühen Jugendalter angefangen, skandinavische Literatur zu lesen – natürlich in Übersetzung – und eine richtige Sammelwut entwickelt. Es begann mit einem Roman von Halldor Laxness, den ich zufällig in die Hände bekam. Kurze Zeit später fand ich denselben Text auf dem Flohmarkt in einer DDR-Ausgabe und wunderte mich, dass dort ein völlig anderer erster Satz stand. Unter anderem daraus entstand eine brennende Neugier auf das Original.*

Es ist fast eine Lehrerzählung. Wie kann es sein, dass zwei Übersetzungen desselben Textes nicht identisch sind? Es setzt Erkenntnis voraus, den wirklichen Unterschied zwischen einer Übersetzung und einer anderen zu erfassen. Die fachlich Versierten unter Ihnen mögen sich an die Untersuchungen von Judith Macheiner in ihrem Buch *Übersetzen: Ein Vademecum* erinnern, eines der großen Lehrwerke, die es zum Thema gibt.

Erlauben Sie mir eine Bemerkung zum Werkbegriff bei Übersetzern. Es gehört zu den Üblichkeiten dieser Zunft, dass sie ihre Leistung in der Selbstdefinition zerstückeln und kleinhacken muss, um sie auf dem Markt anzubieten. Das Pensum, von dem Nikolaus Stingl sprach, das Maß, das man sich täglich abfordert, um über die Runden zu kommen und die Deadline einzuhalten, wird bekanntlich in Zeichen, Wörtern, maximal in Seiten gezählt.

Ich erwähne das deshalb, weil mir der Widerspruch so grell erscheint: Dass Menschen, die in Zeichen und halben Seiten rechnen, zugleich die Konzeption eines vollständigen literarischen Werks im Auge behalten müssen. Eine Vision brauchen, einen Überblick über das Ganze. Ja, einen Sinn für den Zauber, den der Originaltext ausüben könnte, wenn man ihn von sehr weit oben sähe wie ein vorüberfliegender Vogel.

Verstehen Sie, was ich meine? Unserer Übersetzer benötigen einen Sinn für das Winzige und das Majestätische zugleich. Wir brauchen Sie als Allrounder, wenn möglich in der Personalunion von Poet und Bergarbeiter. Eine seltene Spezies!

Ich wünsche mir, dass Nikolaus Stingl mit derselben Energie und Inspiration fortfährt, den deutschen Lesern fundamentale Werke der amerikanischen Literatur nahezubringen – so nahe, näher geht's nicht.

Und ich wünsche Ursel Allenstein, dass die Flamme ihres Enthusiasmus weiter brennt, sie vom Glück begleitet sowie von Krankheit, Hagel, Feuersbrünsten und Insektenplagen verschont werde – ach, Sie wissen schon, was ich sagen will.

Karin Krieger

WEITERGABE DES HIERONYMUSRINGS AN FRANK HEIBERT

Wolfenbüttel, 8. Juni 2013

In den Hieronymusring ist ein Omega graviert. Damit will ich anfangen. Denn ein Ende braucht einen Anfang.

Mir gefällt der Gedanke, daß dieser letzte, runde Buchstabe des griechischen Alphabets erstaunlich vielen Wissenschaften als Formelzeichen dient. Der Meteorologie, der Physik, der Geometrie, der Informatik, der Astronomie – ja, sogar der Wahrscheinlichkeitsrechnung. Er scheint alles zusammenzuhalten, was menschlicher Forscherdrang herausgefunden hat. Ein wirklich spannender Bogen.

Neugier als hervorstechendster Wesenszug

Um Literatur mitzuerschaffen und mitzugestalten, brauchen wir ein unbändiges Interesse an jeder Form von Wissen und an

dessen möglicher Darstellung. Diese Neugier auf die verschiedensten Facetten unserer Existenz und selbst auf die Grenzbereiche des Vorstellbaren ist ein hervorstechender Wesenszug des vielseitigen und weitgereisten Übersetzers Frank Heibert.

In seiner Arbeit wehrt er sich gegen beschränktes Denken und sucht sich gern ungepolsterte Texte. Er übersetzt Bücher, die unerschrocken bis auf den Grund unserer Finsternis hinabsteigen. Manche sind leise, andere kläffen uns an oder beißen um sich. Sie schildern die grellhellen und die glanzlosen Seiten des Lebens, große gesellschaftliche Zusammenhänge ebenso wie individuelle Schicksale auf kleinstem Raum.

Fünf Sprachen stehen ihm zur Verfügung, in denen er genußvoll badet: Englisch, Französisch, Italienisch, Portugiesisch und – nein, gar nicht zuletzt: Deutsch.

Seine Werkliste ist lang. Als Übersetzer zahlreicher Theaterstücke u.a. von Yasmina Reza und Noëlle Renaude führt er uns mit Leichtigkeit in die Tiefe, gibt auch Geflatter, Geplapper und Geklapper erfrischend bühnengerecht wieder und feiert die gesprochene Sprache. Doch heute soll es vor allem um Episches gehen.

Er übertrug die stille Intensität, mit der der Franzose Jean-François Kervéan in seinem Debütroman *Die Macht des Augenblicks* beeindruckt, die ironisch aufgeladenen, sozialkritischen Erzählungen des Brasilianers Sérgio Sant'Anna sowie den munteren Witz, der sich durch den Roman *Geschichte meiner Unschuld* des Italieners Francesco Pacifico zieht.

Doch bei aller Liebe zur Abwechslung – das Englische bleibt Frank Heiberts bevorzugte Sprache. Mit Lässigkeit, Scharfsinn und trockener Ironie übersetzte er den 1986 erschienenen Roman *Dolly Formosa und die Auserwählten* des australischen Nobelpreisträgers Patrick White, mit dem ihn eine uneingeschränkte Vorliebe für schräge Typen verbindet.

Karin Krieger und Frank Heibert
Foto © Ebba Drolshagen

Eine andere Seite seines Könnens kommt in seiner Übertragung von Amos Oz' *Allein das Meer* zur Geltung. Hier traut er sich, scheinbar unscheinbar zu sein. Mit Zurückhaltung und Klarheit folgt er der Experimentierfreude des Autors, der mit wechselnden Formen die Trennung zwischen Roman und Gedicht aufhebt.

Auf den Leib geschnittene Bücher

Ein Übersetzer kann noch so gut sein, wenn ihm das falsche Buch auf den Schreibtisch flattert, bleibt seine Kraft unausgespielt. Frank Heibert hat jedoch das besondere Talent, die Bücher auszuwählen, die zu ihm passen, die ihm genau das abverlangen, was in ihm schlummert oder schon mit den Füßen scharrt. Er hat eine beachtliche Zahl intelligenter Werke der amerikanischen Gegenwartsliteratur übertragen, die ihm wie auf den Leib geschnitten sind.

Es ist sträflich, seine Übertragungen von Philipp Meyers Romanerstling *Rost*, von Richard Fords *Die Lage des Landes* und von George Saunders' Erzählband *Pastoralien* nur flüchtig zu erwähnen. Doch da ist noch so viel mehr, was gewürdigt werden muß.

Zum Beispiel die verschrobenen, hilfsbedürftigen Figuren Lorrie Moores, denen Frank Heibert in »Was man von einigen Leuten nicht behaupten kann« mit messerscharfen Formulierungen und geschickten Wortspielen Gehör verschafft. Sensibel fängt er deren etwas unsicheren und etwas mißtrauischen Blick auf die Welt ein.

Wesentlich erbarmungsloser geht es in Gary Indianas *Callboy* zu, der rotzig und unverblümt erzählten Geschichte eines amerikanischen Architekturstudenten, der zur Taschengeldaufbesserung Anschaffen geht. Wie sich der Übersetzer sprachlich durch die schrille, harte Armseligkeit des New Yorker Strichermilieus der 1980er Jahre pflügt, ohne in vulgäre Stereotype abzugleiten, und zugleich Lichtfünkchen zärtlicher Regungen aufscheinen läßt, ist faszinierend und hochgradig unterhaltsam.

Erstklassige Glanzstücke: DeLillo

Zu Frank Heiberts erstklassigen Glanzstücken gehört zweifellos seine Übersetzung von Don DeLillos *Underworld* (deutsch: *Unterwelt*), einem großen Roman über die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts. Zeitgleich mit einem legendären Baseballspiel in New York, bei dem auch FBI-Chef John Edgar Hoover zugegen ist, findet 1951 der erste erfolgreiche Atomtest der Sowjetunion statt und leitet den kalten Krieg ein. Ausgehend von diesen beiden Zeitungsmeldungen spannt DeLillo einen großen Bogen zwischen Bombe und Baseball, zwischen den Verwüstungen des Fortschritts und einem breit ausgemalten Bild spielender Kinder auf der Straße. In gewaltigen, wohldosierten Bildern – etwa wenn ein toter Fisch in eine riesige Schlagzeile eingewickelt wird – lotet er die Grenzen zwischen Realität und Fiktion aus. Und sein Übersetzer, der selbst Romanautor und zudem Musiker ist, folgt ihm rhythmisch-beschwingt und einfallsreich. Auf den fast tausend Seiten des Romans gibt Frank Heibert mal geräuschvoll und mal, wie es bei DeLillo heißt, »schattensanft« mit einer Vielzahl von Stimmen »die Sandkörnchenunendlichkeit der Dinge« wieder.

In einer Zeit, in der wir uns vor Superlativen im Alltag kaum noch retten können und selbst die Wettervorhersage mit sensationslüsternen Formulierungen aufgeladen wird, sind die unbedingte Redlichkeit Frank Heiberts im Umgang mit der Sprache und sein feiner Sinn für Nuancen besonders kostbar. Wenn er fremde Texte mit seiner Feder schmückt, ist er darauf bedacht, seine Muttersprache lebendig zu halten und alles Gekünstelte zu vermeiden. Er gibt seiner Lust am farbigen Formulieren nicht unreflektiert nach und bewahrt den ihm anvertrauten Text vor Verfälschung.

Maximum an Ideenreichtum

Hoch gelobt und gepriesen soll schließlich die deutsche Version von Tristan Egolfs *Monument für John Kaltenbrunner* werden, einem Roman aus dem Jahr 1998 über einen zunächst harmlosen Außenseiter, der sich seiner bornierten, mißgünstigen Umwelt irgendwann nur noch mit drastischen Mitteln erwehren kann, und eine teils bissige, teils witzige Abrechnung mit dem amerikanischen Provinzleben, die einem Müllmann ein Denkmal setzt.

Egolf ist ein exzessiver, überbordender Schreib-Berserker, dem man übersetzerisch mit großen, auf die Leinwand geschleuderten Farbklumpen beikommen muß. Diese hat Frank Heibert jedoch bis ins Feinste nachgestaltet. Unauffällig, versteht sich. Furchtlos befreit er sich aus dem Gefängnis der Ausgangssprache und beweist, daß Unvertrautes nicht zwangsläufig unnatürlich klingen muß. Seine Übersetzung prickelt und funkelt, lärmt und ergreift, kurz, sie begeistert.

Allein schon die lakonisch geschilderte Szene, in der der Protagonist ein allseits unbeliebtes, verbiestertes Schaf, das im Sterben liegt, mit einem Pfund Schokolade füttert, ist bezaubernd ausformuliert. Und das ist erst der Anfang. Wir tauchen

mit ihm in die Welt von Methodistenvetteln und Läusetretern, Scheunentrollen und Tussis vom Lande, Dienstmädchenschlunzen und Schlappschwuchteln, Püppis, Tippsen und Muskelheinis. Wir stoßen auf langweilige Schmalzköpfe und Lallbacken, kreuzen den Weg von totäugigen Trottoirgesichtern, Kneipenratten und Begleitschnuckis, belächeln Brutalos und Jammerlappen und fühlen tief mit der fetten Klette oder dem Herzblatt.
Der Ring mit dem Omega symbolisiert auch das unentwegte Streben hin zu einem letzten Punkt des Wissens. Und er steht für ein vollbrachtes Werk, das wohltut und weiterwirkt. Damit ist er bei Dir, lieber Frank, in den besten Händen.

VERANSTALTUNGEN

Anja Kootz / Mireille Onon

ÄCHZ. SCHWITZ! ÜBERSETZ!! SEMINAR ZUM ÜBERSETZEN VON COMICS

EÜK Straelen, 21. bis 25. November 2012

Am ehesten ließe sich das Übersetzen von Comics wohl mit dem Übersetzen von Lyrik vergleichen. So gewagt, wie dieser Satz auf den ersten Blick scheint, ist er nicht ganz. Beim Übersetzen von Comics hat man es ebenfalls mit kurzen, pointierten Texten innerhalb formaler Vorgaben zu tun.

Vom 21. bis 25. November 2012 fand im Europäischen Übersetzer-Kollegium Straelen zum ersten Mal, mit Unterstützung des Deutschen Übersetzerfonds, ein Seminar zum Übersetzen von Comics statt. Es wurde geleitet von Andreas Platthaus und Stefan Pannor.

Fünfzehn Prozent länger? Nö!

An den zuvor eingereichten Texten war deutlich zu erkennen, wie unterschiedlich die Gewichtung des Textes in verschiedenen Comics ist. Mal viel Text, mal eher wenig. In beiden Fällen kniffelig. Bei viel Text stößt man schnell auf das Problem, dass der übersetzte deutsche Text oft noch mal um ein paar Zeichen länger ist. In einem Comic steht für den Text jedoch nur begrenzt Platz zur Verfügung. Dass »Platz« das wichtigste Kriterium ist, stellte sich im Laufe des Seminars immer wieder heraus. Gerade bei Comics ist es nicht unerheblich, dass eine Übersetzung ins Deutsche gut und gern 15 % länger ist als das (im Rahmen des Seminars englische oder französische) Original. Die Größe der Blasen ist vorgegeben und damit auch die Länge des Textes, der nicht einfach in einer kleineren Schriftart für die Blase passend gemacht werden kann, weil auch er ein dramaturgisches Element darstellt. Ein auf Englisch geschrienes (durch die Größe der Schrift gekennzeichnetes) »NO!«, um das eine enge Blase gemalt ist, ist als deutsches Wort doppelt so lang und wirkt dann bedauerlicherweise vielleicht nur noch geflüstert. Natürlich lässt sich aus einem »No!« Auch ein deutsches »Nö!« machen, aber auch nur, wenn Milieu und Stil des Textes es zulassen. Charlie Brown mag »nö!« sagen, einem, der gerade verprügelt wird, möchte man es wohl lieber nicht in den Mund legen.

Matthias Wieland, erfahrener Comic-Übersetzer und für einen Nachmittag zu Gast während des Seminars, übersetzt nach eigenen Angaben nach folgender Hierarchie: 1. Platz (wen der Lyrikvergleich noch immer quält, darf hier gern denken: also doch eher wie bei einer SMS); 2. Effekt; 3. Inhalt; 4. Originaltreue. Sich nach dem vorhandenen Platz zu richten, klingt zunächst einmal ernüchternd für jeden sprachverliebten Übersetzer. Wenn man sich aber einmal darauf eingelassen hat, sich nur auf der Minispielwiese auszutoben, hat man auch dort seinen Spaß.

Zusammenspiel von Bild und Text

Zudem funktionieren Comics aus dem Zusammenspiel von Bild und Text. Und ganz ähnlich wie beim Übersetzen von Kinderbüchern sollten einem die Bilder nicht aus dem Blick geraten. Nur selten muss der Text noch sagen, was das Bild bereits zeigt.

Foto © EÜK Straelen

Bild und Text ergeben eine Einheit und ergänzen sich. Auch wenn das Übersetzen dem Text gilt, sollte der Blick aufs Bild nicht zu flüchtig sein.

Ein anderes reizvolles Problem ist das Übersetzen von Lautmalereien. Hier bewegt man sich zumeist außerhalb der Konventionen und außerhalb dessen, was sich im Duden nachschlagen lässt. Also kann und muss erfunden werden, wie das Geräusch eines vom Baum fallenden Blattes oder ein Peitschenhieb in Buchstaben umgewandelt werden kann. Und so ein Blatt fällt oder so eine Peitsche knallt eben auf Englisch oder Französisch und sowieso auf Japanisch ganz anders.

Über all das konnten wir auch nur so gründlich grübeln und diskutieren, weil wir vom EÜK Straelen kulinarisch bis technisch rundum hervorragend umsorgt wurden! Daher an dieser Stelle noch ein herzliches Dankeschön an alle, die daran mitgewirkt haben.

Nina Strugholz

ÜBERSETZER UND LEKTOREN »ÜBER KREUZ«

Looren, 30. Januar bis 3. Februar 2013

Nicht umsonst heißt das Übersetzerhaus Looren, idyllisch im Zürcher Oberland gelegen, »Übersetzerhaus« und nicht etwa »Lektorenhaus«. Nur in seltenen Fällen öffnet es seine Tore auch für Lektoren. Etwa wenn ein Übersetzer-Lektoren-Team dort gemeinsam an einem Projekt arbeiten möchte. Oder wenn sich Übersetzer und Lektoren im Rahmen eines Workshops ganz gezielt »überkreuzen« sollen. Zu Letzterem hatten Dr. Gabriela Stöckli für das Übersetzerhaus und die Robert Bosch Stiftung Ende Januar vier Übersetzerinnen und vier Lektorinnen von Kinder- und Jugendliteratur eingeladen. Unter der Leitung von Alice Grünfelder und Tobias Scheffel wurde die mitunter diffizile Zusammenarbeit zwischen Übersetzern und Lektoren unter die Lupe genommen.

Rollentausch im Tandem

Im Vorfeld hatten die beiden Workshop-Leiter die Teilnehmer in Zweiergruppen von jeweils einer Übersetzerin und einer Lektorin aufgeteilt. Anschließend tauschte jedes dieser »Tandems« untereinander die Rollen: Die Lektorinnen hatten die Aufgabe,

den Anfang eines Jugendbuches aus dem Englischen zu übersetzen, die Übersetzerinnen sollten die erstellte Übersetzung lektorieren und jede so die jeweils fremde Sicht auf einen Text kennenlernen und die eigene Tätigkeit reflektieren. In Looren wurden dann sowohl die persönlichen Erfahrungen des Rollentauschs als auch ganz konkret die so entstandenen Texte beleuchtet.

Darüber hinaus lag ein Schwerpunkt des Workshops auf der intensiven Auseinandersetzung mit Projekten aus der realen Praxis. Jede Übersetzerin hatte zuvor eine eigene Übersetzung, jede Lektorin ein Übersetzungslektorat eingereicht. Die Bandbreite der Projekte war dabei so groß, dass sich das Augenmerk bei einigen auf die konkrete Textarbeit richtete, während bei anderen allgemeinere Aspekte diskutiert wurden. Wie etwa gehen Übersetzer und Lektoren damit um, wenn der Lektor über keine Kenntnis der Ausgangssprache verfügt? Und welche

Über Kreuz? Workshopleiterin Alice Grünfelder, Übersetzerin Heike Brandt, Lektorin Emily Huggins (v.l.n.r.)
Foto © Übersetzerhaus Looren

Besonderheiten bringt die Arbeit an einer vielbändigen Serie, die von mehreren Übersetzern übertragen wird, mit sich?

Einblicke in den Arbeitsalltag

Daneben war immer wieder Zeit, Fragen zu stellen, Einblicke in den Arbeitsalltag der jeweils anderen Berufsgruppe zu gewinnen und sich zu individuellen Fragestellungen zur Zusammenarbeit zwischen Übersetzern und Lektoren auszutauschen. Wie soll ich als Übersetzerin mich verhalten, wenn ich die Übersetzung abgegeben habe, aber außer einer Eingangsbestätigung monatelang nichts von der verantwortlichen Lektorin höre? Wie kann ich als Lektorin sinnvoll Kritik an einer Übersetzung äußern? Welche Erwartungen haben Übersetzer an Lektoren und Lektoren an Übersetzer?

Ergänzt wurde das Programm um Gespräche über den schweizerischen Buchmarkt mit verschiedenen Gästen; Seraina Staub vom Atlantis Verlag und Margrit Schmid vom SJW, dem Schweizerischen Jugendschriftenwerk, boten spannende Einblicke in ihre jeweiligen Tätigkeitsfelder. Und der Autor Emil Zopfi leitete im Rahmen eines Workshops innerhalb des Workshops verschiedene Übungen zum kreativen Schreiben an, sodass Übersetzer und Lektoren sich noch in einer dritten Rolle, der des Autors, versuchen konnten.

Als nach vier sehr vielfältigen, intensiven und anregenden Tagen jeder an seinen eigenen Schreibtisch zurückkehrt und das Übersetzerhaus wieder ein reines Übersetzerhaus wird, ist das einhellige Fazit des Workshops: So sehr »über Kreuz« liegen Übersetzer und Lektoren meist gar nicht. Was für eine schöne Ausgangsbasis für die zukünftige Zusammenarbeit!

Isabel Bogdan

WIR MÜSSEN REDEN! AUFTAKTLESUNG DER MV DES VDÜ EINE VERANSTALTUNG DER WELTLESEBÜHNE

Hamburg, 1. März 2013

Zum Auftakt am Vorabend der diesjährigen Mitgliederversammlung des VdÜ hatten sich die Hamburger KollegInnen Ingo Herzke (Britisches Englisch), Annette Kopetzki (Italienisch), Miriam Mandelkow (Amerikanisches Englisch), Friederike Meltendorf (Russisch) und Eva Profousová (Tschechisch) mit dem Thema »Mündlichkeit in der Übersetzung« auseinandergesetzt. Dazu durchforsteten sie zum einen ihre eigenen Übersetzungen auf Mündliches, zum anderen schickten sie eine Umfrage zum Thema im Kollegenkreis herum.

Heraus kam eine Collage aus KollegInnen-Statements und eigenen (also: selbstübersetzten) »mündlichen« literarischen Texten. Vom Monolog einer Sizilianerin im Beichtstuhl über einen kleinen Jungen, der mit einem Bären in einem Boot sitzt, bis zur Fachsimpelei zweier Arbeiter über ein Bohrloch sprangen wir mit den Vortragenden durch Zeiten, Länder, Kulturkreise, Altersgruppen und Bevölkerungsschichten, außerdem durch die Themenbereiche Arbeit, Dialekt, Osteuropa, Kinder und Schimpfen und Fluchen. Eine wilde Mischung, da kam keine Langeweile auf – trotzdem war es nicht verwirrend, man wusste immer gleich, wo und bei wem man sich gerade befand.

Zwischen diesen etwas längeren Textpassagen begegneten uns immer wieder ein paar Jungs in kurzen Hosen, die durch sämtliche an diesem Abend vertretenen Kulturen und Jahrzehnte geschickt wurden – der immergleiche kurze Text in vollkommen unterschiedlichen Variationen von Mündlichkeit. Verblüffend, was mit ein und derselben Vorlage alles möglich ist.

Dialekt mit Dialekt zu übersetzen, ist tabu

Das dritte Element der Collage waren die Einsendungen der Kolleginnen und Kollegen, die im Vorfeld einige Fragen zum Thema »Mündlichkeit in der Übersetzung« beantwortet hatten. Da kamen viele interessante Denkansätze zusammen – mein persönlicher Favorit beschäftigte sich mit der Übersetzung von Dialekt und lautete: »Dialekt mit Dialekt zu übersetzen, ist tabu. Dialekt mit Umgangssprache zu übersetzen, ist feige.«

Dieser Satz ist im Grunde symptomatisch für alle anderen Schwierigkeiten, die mit der Übersetzung von Mündlichkeit im Besonderen, aber auch mit dem Übersetzen im Allgemeinen zusammenhängen: es gibt keine Lösungen von der Stange. Es gibt keine Patentrezepte, keine Regeln, oft gibt es nicht mal »Richtig« und »Falsch«; es gibt immer nur Möglichkeiten und individuelle Entscheidungen. Und die lassen sich eventuell etwas leichter finden, wenn man die Schwierigkeiten auf den Punkt gebracht hat.

Und deswegen war diese Collage so wunderbar: weil sie nicht so tat, als hätte sie Lösungen oder Regeln oder Rezepte gefunden. Sondern in knapper Zeit unglaublich viele Möglichkeiten aufzeigte, gespickt mit Gedanken, Fragen und losen Ideen. Alles andere muss ohnehin jeder für sich entscheiden, und da kann so eine konzentrierte Menge an Input sehr hilfreich sein. Ganz abgesehen davon, dass der Abend auch einfach ein großer Spaß war.

Nachtrag der Redaktion

Honoriert wurden die fünf Vortragenden vom VdÜ und der Weltlesebühne. Ihre Dialekt-Variationen auf die oben erwähnte Textpassage mit den Jungs in kurzen Hosen haben sie uns freundlicherweise zur Verfügung gestellt: Einmal wurde der Abschnitt so übertragen, als stamme er aus dem Kulturraum, der den jeweils Übersetzenden am vertrautesten ist, und einmal

übersetzten alle fünf in ihren jeweiligen Lieblingsdialekt. Das Original stammt aus Cristian Frascellas Roman *Sette piccoli sospetti* (Rom: Fazi editore 2010).

Kulturspezifische Varianten

Ingo Herzke:
Leck mich mit deiner Moral! Wacht auf, Leute! Guckt euch doch bitte mal an: Wir haben nichts. Einen Scheiß haben wir. Wie wir rumlaufen! Kurze Hosen, Hemden vom Ramsch – die Mädels sehen uns nicht mit dem Hintern an. Nie einen Penny in der Tasche, nicht mal für'n Eis. Ehrlich gesagt sind wir bloß Penner. Hungerleider, allesamt.

Eva Profousová:
Von wegen Moral – was bringt die denn? Kuckt euch an, wie wir aussehen: Habenichtse mit leeren Händen. Ausgebeulte Trainingshosen und löchriges Unterhemd, aus der Mülltonne rausgefischt. Wie soll uns da eine anlächeln. Und Geld ist auch keins da, nicht mal für'n Wassereis reicht's! Echtes Lumpenproletariat sind wir. Der Hunger hat uns bald.

Miriam Mandelkow:
Schiebt euch eure Moral doch sonstwohin. Aufwachen, Leute. Was haben wir denn, hm? Einen Scheißdreck haben wir. Wie laufen wir denn rum, hm? Shorts und T-Shirts von der Heilsarmee. Da gucken uns die Chicks doch mit dem Arsch nicht an. Keinen Cent in der Tasche, nicht mal fürn Schlabbereis. Total abgefuckt, ist doch wahr. Abschaum, alle miteinander.

Friederike Meltendorf:
Kack Moral, verfickte Scheiße! Wacht mal auf. Und schaltet euren Grips ein. Hallo? Nix haben wir. Außer nem Schwanz und dicken Eiern. Wie laufen wir denn rum? Wie Idioten. Die Mädels amüsieren sich mit anderen. Keinen Groschen haben wir, nicht mal für ein Eis. Missgeburten sind wir.

Annette Kopetzki:
Mann, diese Moral geht mir echt auf die Eier! Wacht auf, Leute! Guckt euch doch an. Wir haben gar nichts. Sind die letzten Schwänze. Seht doch bloß, wie wir rumlaufen. Kurze Hosen und T-Shirts vom Straßenhändler. Die Weiber gehen uns aus dem Weg. Nie auch nur eine Lira in der Tasche, nicht mal für ein Eis. Arme Schweine, mal ehrlich! Verrecken werden wir, alle miteinander.

Dialekte

Friederike Meltendorf:
Ej Alter, jeh doch nach Haus mit deine Moral! Pennst du, sach ma? Guck dir doch im Spiegel an. Falls de überhaupt eenen hast. Voll die peinlichen Wichserhöschen und T-Shirts von Wulle. Da kiekt dir doch keene Trulla hinterher. Eis kannste vergessen, dafür ham wa keene Knete. Voll die armen Schlucker.

Eva Profousová:
Was habense schon wieder mit die Moral. Aufwachen, sagense? Taß da kajn capln nicht hilft? Pittä, schauense sich doch an: die Hosen zu kurz als hättens Hochwasser, das Hemd ausgefranst. Kajn Wunder nicht, taß uns die feschn Mädel den Rickn kehren. Ohne Gelt kommt man in kein Siessigkeitenladen nicht. Hantaufshärc: Haderlumpen sint wir und Hunger haben wir. Und taß ist ajn Schkandal.

Garantiert nicht feige: Friederike Meltendorf, Miriam Mandelkow, Ingo Herzke, Annette Kopetzki, Eva Profousová (v.l.n.r.) Foto © Marie Buschmann

Ingo Herzke:
Klei mi an Mors mit din Moral! Waakt op, Kerls! Kiekt ji mol an: nix hebbt wi. Reineweg goar nix. Un as wi rumlöpen! Korte Buxen, Plünnen von Grabbel – de Deern dreihn uns 'n Achtersteven. Keen Penning, nech mols fürn Iis. Fagabonden und Smachtlappen – mehr sünd wi nech.

Miriam Mandelkow:
Moral Schmoral ... so ein Stuss! Seht euch doch an den Schlamassel. Was haben wir denn? Schamass haben wir. Laufen rum in Schmattes vom Ramsch. Schaut uns keine Schickse an in diesen schofeligen Shorts. Nicht einen Schekel in der Tasche, nichts können wir beschucken, nicht mal ein Eis. Schnorrer sind wir, schmusende Schmocks.

Annette Kopetzki:
Digger, ich fick deine Moral. Ey, kommt mal klar. Was geht'n ab hier? Ahn mal, wie wir rumlaufen. Wir haben nix, sind voll abgefuckt, Mann. Derbe wie Penner, gehen Disko in Klamotten von beschissenen-Kik-Laden. Die Weiber scheißen auf uns, Wallah! Nicht mal ein' verfickten Cent für n' Eis. Voll die Opfer. Ich schwör, wir verkacken übertrieben.

Susanne Höbel

BADEN-WÜRTTEMBERGISCHE ÜBERSETZERTAGE 2013

Heidelberg, 12. bis 17. Mai 2013

Dieses waren die 9. Übersetzertage, und sie fanden in Heidelberg statt.

Dass es die Übersetzertage überhaupt gibt, geht auf eine Initiative des Freundeskreises zur Förderung literarischer und wissenschaftlicher Übersetzungen zurück, und auch an der Gestaltung und Ausführung der Tage ist der Freundeskreis jedes Mal beteiligt. Als Präsidentin des Freundeskreises war ich in offizieller Funktion nach Heidelberg eingeladen worden, aber ich war auch als interessierte Privatperson und natürlich als Übersetzerin gekommen.

Die Übersetzertage hatten sich, so wollte es scheinen, über die ganze Altstadt ausgebreitet. Wohin man kam, die Übersetzer waren schon da. Ein umfangreiches Programm war vorbereitet worden, an dessen Organisation und Gestaltung drei Kräfte beteiligt waren: der Freundeskreis, den Helga Pfetsch mit viel Energie und einem Reichtum an Ideen vertrat, das Institut für Übersetzen und Dolmetschen der Universität Heidelberg, vertreten durch Katja Ebel, sowie die Stadtbücherei Heidelberg mit ihrer Direktorin Beate Frauenschuh. Über vierzig Veranstaltungen wurden in der Stadt geboten, von Film und Vorträgen über Podiumsdiskussionen und Lesungen bis hin zu Stadtführungen und einem Kinderprogramm.

Zur Eröffnung der Übersetzertage wurde eine Werkschau Übersetzen in der Metropolregion 2013 eröffnet, ein »repräsentativer Querschnitt aus der Übersetzungsproduktion der letzten drei Jahre«, die noch bis Ende Juni in der Stadtbibliothek zu sehen war. Sehr beeindruckend!

Wer gelegentlich an den Übersetzer-Jahrestagungen in Wolfenbüttel teilnimmt und die VdÜ-Veranstaltungen auf der Buchmesse besucht, fand in Heidelberg einige vertraute Veranstaltungen wieder: »Wilhelm Busch – mehrsprachig und polyphon«, vorgetragen von Studenten des IÜD, Ragni Maria Gschwends überaus beliebten Vortrag »Figaros Flehen und Flattern« über die Wechselfälle der Figaro-Übersetzungen von 1786 bis heute, den Dokumentarfilm »Die Frau mit den 5 Elefanten« über die Russisch-Übersetzerin Swetlana Geier, den Gläsernen Übersetzer sowie das Podium »Die Autorin trifft ihre Übersetzer«, auf dem sich in Heidelberg die Schriftstellerin Ingrid Noll mit dem Schotten Ian Mitchell und dem Türken Ogün Duman traf.

Daneben gab es Veranstaltungen des Instituts für Übersetzen und Dolmetschen mit Themen wie »Einführung ins audiovisuelle Übersetzen«, »Gebärdensprachdolmetschen« und »Simultandolmetscher: Ausbildung und Praxis«.

Verwandtschaft und Unterschiede der Bereiche

Ein gemischtes Programm also, gemischt auch, weil das Sach- und Fachübersetzen und Dolmetschen ebenso thematisiert wurde wie das Literaturübersetzen. Statt die verschiedenen Bereiche voneinander abzugrenzen, wurden sie zusammengebracht und nebeneinander gestellt, was die Verwandtschaft der beiden Tätigkeitsbereiche betonte und zugleich die Unterschiede herausstrich – eine fruchtbare Herangehensweise, fand ich. Abgesehen davon war das IÜD der Universität Heidelberg unverzichtbar bei der Gestaltung der Übersetzertage.

Nach Abschluss fünf vollen und ereignisreichen Übersetzertagen berichteten die Organisatorinnen von durchgehend gut besuchten Veranstaltungen und regem Interesse unter den Einwohnern sowie bei den Studenten der Stadt Heidelberg. Erfolg, also, auf der ganzen Linie.

Akademische Mittagspause ohne Spätzle

Eine Veranstaltungsreihe, die mir besonders gut gefiel, war die »Akademische Mittagspause«, in der es nicht, wie ich ursprünglich vermutet hatte, darum ging, sich zu Linsen und Spätzle hinzusetzen oder am Neckar zu ergehen, sondern sich einen Vortrag in der Peterskirche anzuhören. Am Dienstagmittag, beispielsweise, sprach Professor Dr. Jörn Albrecht, übersetzungswissenschaftlicher Mitarbeiter am IÜD, über eine Bibelstelle in der Offenbarung: »Und es erhub sich ein Streit im Himmel: Michael und seine Engel stritten mit dem Drachen; und der Drache stritt und seine Engel, und siegeten nicht, auch ward ihre Stätte nicht mehr gefunden im Himmel.« (Offenbarung 12, 7-8)

Der Vortrag hatte den Untertitel: »Von der Austreibung des Unheimlichen durch idiomatisches Übersetzen«, und der Vortragende, der zunächst von der verstörenden Wirkung dieser Bibelstelle auf ihn als Kind sprach, verfolgte dann die Übersetzung derselben durch mehrere Übersetzungsphasen und Sprachen und Jahrhunderte hindurch. Das, was ihn als Jungen verstört hatte: »Auch ward ihre Stätte nicht mehr gefunden im Himmel«, die entsetzliche Vorstellung von dem vollständigen Verschwinden des Erzengels und seiner Engel, diese Stelle wurde im Laufe der Jahrhunderte abgeändert, abgemildert, aus veränderter Perspektive geschildert und, so mochte es scheinen, auf ihre Zumutbarkeit hin überprüft und von manchen Bibelübersetzern für Bibelleser als nicht hinnehmbar befunden, was dazu führte, dass dieser Vers in der »Gute Nachricht Bibel« von 1997 lautet: »Er und seine Engel durften nicht länger im Himmel bleiben.«

In der anschließenden Diskussion sprachen wir über die Verpflichtung des Übersetzers, über seinen Auftrag, wortgetreu zu übersetzen, nicht zu beschönigen, abzumildern oder aus ideologischen Gründen von der Vorlage abzuweichen. Ein weites Feld. In der Peterskirche konnten nur ein paar Gedanken dazu gestreift werden, aber es hatte sich unbedingt gelohnt, die Mittagspause dafür herzugeben.

Franziska Hüther

DÄNISCH-DEUTSCHES ÜBERSETZUNGSSEMINAR AN DER GOETHE-UNIVERSITÄT FRANKFURT

Frankfurt a. M., 24. bis 25. Mai 2013

Das zweitägige *Dänisch-Deutsche Übersetzungsseminar*, das am 24. und 25. Mai 2013 am Institut für Skandinavistik der Goethe-Universität Frankfurt stattfand, ermöglichte Vieles: die Gelegenheit für Studierende des Dänischen, angehende Übersetzer sowie alle anderen Interessierten, erste Einblicke ins Handwerk des Übersetzens zu erhalten, bereits vorhandene Kenntnisse zu vertiefen, den deutschen und dänischen Buchmarkt kennenzulernen, sich mit professionellen Übersetzern auszutauschen und nicht zuletzt wichtige Kontakte zu knüpfen.

Der Grundstein war gut sieben Monate zuvor, im Oktober 2013, in den Räumen des Frankfurter Presseclubs e.V. gelegt worden. Übersetzer und Lektoren der dänischen Sprache hatten sich hier auf Einladung des dänischen Kulturvermittlungsamtes *Kulturstyrelsen,* dessen Anliegen u.a. die Förderung der dänischen Kultur im Ausland ist, aus Anlass der Buchmesse zu einem gemeinsamen Abendessen getroffen, um sich über ihre Arbeit auszutauschen. Mit dabei waren auch vier Studierende des Instituts für Skandinavistik. Gemeinsam mit der Dänischlektorin Marlene Hastenplug hatten sie zuvor an der Übersetzung der *Henrik Pontoppidan*-Webseite gearbeitet und erhielten nun die Gelegenheit, namhafte Übersetzer persönlich kennenzulernen. Während des Essens sprach die Gastgeberin Grete Rostbøll, Vorsitzende von *Kulturstyrelsens* Literaturabteilung *Statens Kunstråds Litteraturudvalg*, auch über staatliche Förderungsmöglichkeiten. In diesem Zusammenhang drückte Marlene Hastenplug ihren Wunsch aus, ein Übersetzerseminar zu veranstalten – und erhielt wenige Tage später die Zusage für eine äußerst großzügige Unterstützung durch *Statens Kunst-*

råds Litteraturudvalg. Der Umsetzung stand somit nichts mehr im Wege; sogar Reise, Unterkunft und Verpflegung der gut 40 angemeldeten Teilnehmer konnten übernommen werden.

Das Programm beinhaltete sowohl eine theoretische als auch eine praktische Komponente, wobei ersteres allen Interessierten offen stand, während der praktische Teil einer Anmeldung bedurfte. Bedingung war die Anfertigung einer kurzen Probeübersetzung eines noch unveröffentlichten Textes, die später im Rahmen des Seminars besprochen werden sollte. Organisiert wurde das Ganze von Marlene Hastenplug und Maya Grossmann vom Institut für Skandinavistik und dem Übersetzer Ulrich Sonnenberg.

Ein vielseitiges Programm

Bei einer kühlen Brise aus dem Hohen Norden, die doch wenigstens »zum Thema passte«, wie Marlene Hastenplug zur Begrüßung bemerkte, begann die Tagung am Freitag, dem 24. Mai. Das sehr vielseitig strukturierte Programm sollte die verschiedenen Felder, mit denen ein Übersetzer bei seiner Arbeit in Kontakt kommt, möglichst in ihrer Breite repräsentieren. Eingeladen waren Vortragende aus dem Bereich des Buchmarktes und der Literaturförderung, professionelle Übersetzer aus Dänemark und Deutschland sowie Literaten, die von ihren jeweiligen, ganz verschiedenen Sparten berichten konnten. Die Vorträge erfolgten teils auf deutsch, teils auf dänisch. Den Anfang machte der dänische Literaturwissenschaftler und Übersetzer Prof. Dr. Per Øhrgaard mit seinem Vortrag ,,Deutsch-Dänische Übersetzungsprobleme«. Als Übersetzer vom Deutschen ins Dänische bot er aus der genau gegenteiligen Perspektive, als es bei den meisten Anwesenden der Fall war, eine erste Einführung ins Thema Übersetzen. Dabei ging er auf spezifische Probleme ein, auf die er während seiner langjährigen Tätigkeit, u.a. als Übersetzer von Günther Grass, gestoßen war. Mit Schwierigkeiten durch die sogenannten *false friends* ist natürlich ohnehin zu rechnen, doch was macht man aus Günther Grass' Titel *Ein weites Feld*, wenn es den Ausdruck im Dänischen nicht gibt? Zwar ließe sich der Titel sinngemäß mit »Eine längere Geschichte« übertragen – diese Lösung ist allerdings bloß halb zufriedenstellend, da das Feld auch im Text selbst auf einer Postkarte auftaucht und die dadurch entstehende künstlerische Dopplung in der dänischen Übersetzung verloren geht.

Prof. Dr. Øhrgaards Ausführungen folgte ein spannender Vortrag über skandinavische Bücher im Belletristik-Lektorat von Dr. Tatjana Michaelis, Lektorin im Münchner Carl Hanser Verlag. Neben dem Einblick in den Alltag eines Lektors und die Zusammenarbeit mit den Übersetzern, gab es hier vor allem praktische Tipps für angehende Übersetzer, die (bspw. durch eine Probeübersetzung) gern mit einem Verlag in Kontakt kommen möchten, um einen ersten Auftrag zu erhalten.

Über dänische Fördermittel für ebensolche Probeübersetzungen sowie auch für die möglicherweise daraus resultierende tatsächliche Übersetzung informierte im Anschluss Søren Beltoft von *Kulturstyrelsen*. Nach einer kurzen Stärkung ging es weiter mit einem Kurzvortrag über die Arbeit bei *Statens Kunstråds Litteraturudvalg*. Den Abschluss bildete die spektakuläre Lesung der Lyrikerin Mette Moestrup, die zum einen aus der Sicht einer in andere Sprachen übersetzten Autorin sprach, zum anderen auch selbst als Übersetzerin tätig ist und das Publikum mit der kraftvollen und außergewöhnlichen Performance ihrer Gedichte begeisterte.

Am Samstagmorgen ging das Programm in den praktischen Teil über: Eingeteilt in Gruppen tauschten sich die Studierenden unter der Leitung professioneller Übersetzer über die von ihnen angefertigten Probeübersetzungen und die dabei aufgetretenen Schwierigkeiten aus. Nach einem gemeinsamen Mittagessen lag der Schwerpunkt des letzten Seminarabschnitts auf dem Verlagswesen Dänemarks und Deutschlands. Søren Beltoft begann mit einem Überblick über die dänischen Verlage sowie die aktuellen Veränderungen des Buchmarktes. Schließlich verdeutlichte Sabine Bischoff vom S. Fischer Verlag den Umbruch des Verlagswesens durch u.a. Internethandel und E-Books samt der dadurch entstehenden Herausforderungen für Verlage und Autoren.

Nachdem das durch und durch gelungene Seminar hiermit den Abschluss erreicht hatte, steht das nächste Zusammentreffen für die Teilnehmer bereits in Aussicht, wenn, erneut dank der Unterstützung durch *Statens Kunstråds Litteraturudvalg*, im November die Fortsetzung folgt – diesmal in Berlin.

Ulrike Brauns

WIR WÜNSCHEN GUTE UNTERHALTUNG SEMINAR ZUR ÜBERSETZUNG VON UNTERHALTUNGSLITERATUR

EÜK Straelen, 27. bis 31. Mai 2013

Straelen am Niederrhein. Zwölf Texte, zwölf Teilnehmerinnen, zwei Seminarleiterinnen, ein Ziel: gut unterhalten.

Zum Aufwärmen hielt die eine Hälfte der Seminarleitung, Isabel Bogdan (Übersetzerin) einen Vortrag darüber, was Unterhaltungsliteratur denn eigentlich ist. Kurz auf den Punkt gebracht: Alles, was unterhält. In welche Genres sich das daraus resultierende weite Feld auffächert, zeigte die andere Hälfte der Seminarleitung, Helga Frese-Resch (Lektorin bei Kiepenheuer & Witsch) am folgenden Tag anhand mehrerer Textbeispiele auf – und auch die für das Seminar ausgewählten Texte deckten einen Großteil der Genres ab. Darunter u.a. Historische Romane, Erotische Romane, Romantasy, Krimi, Thriller, Heftromane, Chick-Lit und diverse Mischformen.

Außerordentlich sprachübergreifend war das Seminar diesmal nicht, nur ein Text hatte keine englische, sondern eine italienische Vorlage, was aber sicher kein Nachteil war, stand doch der deutsche Text jeweils im Vordergrund.

Händchenhalten beim Drahtseilakt

Wenn man sich vorstellt, dass das Übersetzen ein Drahtseilakt zwischen Texttreue und übersetzerischer Freiheit ist, dann haben Isabel und Helga uns die Hände gereicht, uns ganz grundsätzlich aufs Seil geholfen und uns vorgemacht, wie wir an schwierigen Stellen das Gleichgewicht halten können, damit wir nicht auf die eine oder andere Seite kippen, aber immer auch deutlich gemacht, dass es nie nur eine richtige Lösung gibt. Und vor allem haben sie uns Mut gemacht, selbstbewusst auf das Seil zu steigen, auch an kritischen Stellen erhobenen Hauptes oben zu bleiben und uns immer eleganter frei zu bewegen. Gewissermaßen liefert der Autor oder die Autorin uns die Choreografie, aber wie wir sie auf dem Seil tanzen, dürfen und sollen wir selbst entscheiden und uns dabei treu bleiben.

Sie haben den Blick geschärft für Sätze, die durch Nebensätze, den übermäßigen Gebrauch von Adjektiven oder Namen aufgebläht werden. Haben die Konjunktivkenntnisse aufgefrischt, an schöne Füllwörter erinnert und uns zum freien Schreiben in die Bibliothek geschickt, was vielleicht zunächst ungewöhnlich klingt, sich aber als nicht zu unterschätzende Übung erwiesen hat. (Und die Ergebnisse konnten sich sehen lassen und sehr gut unterhalten!)

Regina Peeters vom EÜK hielt einen Vortrag, in dem sie eine Bresche für Nachschlagewerke schlug und diese sogleich mit den außergewöhnlichsten Exemplaren sehr eindrucksvoll untermauerte.

Beim Seminar hospitierte eine Professorin aus Kasachstan, Gulnara Abdrakhimova, um sich Impulse für ein Übersetzerseminar zu holen, das noch in diesem Jahr stattfinden wird.

Mit gestärktem Rücken und neuen Denkanstößen verließen wir Straelen und freuen uns schon auf ein Wiedersehen.

Bettina Abarbanell

SPAZIERGÄNGER IN WOLFENBÜTTEL

10. Wolfenbütteler Gespräch vom 7. bis 9. Juni 2013

Die Aufgabe, über das diesjährige (zehnte) Wolfenbütteler Gespräch zu berichten, könnte ungefähr so lauten: Schildern Sie die Zusammenkunft von gut 200 Individualisten aus allen Ecken Deutschlands, der Schweiz, Polens und Schottlands, indem Sie folgende Begriffe darin unterbringen: Pink – Fass – Bier – Chef – Mord – KNÜLL! – Schrank – Wand – Wok – Wasserturm – Wolters Pils – Beachvolleyball – Sex auf Augenhöhe – Wo liegt KuBa? — Tönen und Wüten, Fressen und Tanzen – Franzoderwarumantilopennebeneinanderlaufen.

Also: Nachdem Luis Ruby die Übersetzerspiele für eröffnet erklärt hatte, hieß Wolfenbüttels Bürgermeister Thomas **Pink**, ganz in Blaugrau, uns vergnügt willkommen und verkündete stolz, Claus Peymann gastiere am Abend im frisch sanierten Lessingtheater, da hätten wir sicher Verständnis, dass er nicht zu unserem Lesefest kommen könne, um anzustechen, was er uns in diesem Jahr spendiere: ein **Fass Bier**! »Wie groß?«, war der erste substanzielle (zweifach einsilbige) Zwischenruf der Tagung.

Ein Haufen von Ungleichen zieht an einem Strang

Als nächstes sprach der **Chef**, der wusste, dass wir wüssten, dass er keiner sei, vielmehr handele es sich doch bei uns, so Hinrich Schmidt-Henkel, um einen »Haufen von Ungleichen, die an einem Strang ziehen.« Der Buchmarkt, so berichtete der »Höchste unter Gleichen« (zweiter zielführen-

Der Chef: Hinrich Schmidt-Henkel
Foto © Michael Kellner

der Zwischenruf), habe 2013 bislang Umsatzsteigerungen von 1,3 % zu verzeichnen, weniger Titel und Lizenzen, aber mehr Übersetzungen als im Vorjahr: 10.862 nämlich, davon 39,3 % Belletristik, 17,5 % Kinder- und Jugendliteratur. Buchhandel, Verlagen und e-book gehe es also entgegen allen Unkenrufen gut. (Hinrich: »Das freut uns.« Ungleiche: Gelächter.) Unsere Aktien aber stünden dadurch bisher nicht besser, eine Wiederaufnahme der Vergütungsverhandlungen oder gar eine Entscheidung des BVG werde immer wieder hinausgeschoben, die Umsetzung der BGH-Urteile sei »gemischt bis finster«.

Hinrich appellierte deshalb stark an uns alle, bei Verträgen, die hinter den Karlsruher Urteilen zurückblieben, nachträglich Vertragsanpassungen zu fordern und womöglich auch Klagen anzustrengen, weil sich die Praxis der Verlage sonst verstetige und dem VdÜ in seinen Verhandlungen die Munition ausgehe. Er betonte, solche Forderungen seien nicht etwa »unbescheiden«, sondern ein ganz normaler Geschäftsvorgang; die Verjährungsfrist betrage übrigens drei Jahre: »**Mord** verjährt sehr viel später.« In diesem Zusammenhang beschwor er uns auch, die Konditionen jedes abgeschlossenen Übersetzervertrags der **KNÜLL**-Datei zu melden – im letzten Jahr seien nur 166 Meldungen eingegangen, als Grundlage für belastbare Statistiken und für die Hilfestellung bei Verhandlungen deutlich zu wenig. Viele rote Gesichter. (Mit rabenschwarzem Gewissen saß ich gleich am Montag am PC und füllte 5 – in Worten: fünf! – Meldebögen aus.)

Der Erzieherin im Bollerwagen ausgesetzt

Auftritt der als »Festvortragende« angekündigten Elke Schmitter, der bei diesem Wort das Blut in den Adern gefror, wie sie eingangs bekannte. In vier wolfenbüttelrelevanten Rollen – als Lektorin, Autorin, Literaturkritikerin und Übersetzerfondsjurorin – sprach sie frei und auf charmante Weise assoziativ über den Begriff des Vertrauens als Basis jeder Form von Kommunikation. Sie selbst verdichtete es in dem Bild des auf Berliner Straßen häufig zu beobachtenden Bollerwagens, gezogen von einer Erzieherin (hier sie), gefüllt mit Kindern (hier uns), die ihr ausgeliefert seien, aber auch aufgehoben, denn sie »könnten ja nicht weg«. Die Qualität der Sprache, so vielleicht eine Quintessenz, entscheide sich daran, ob der Text nicht nur im Geist, sondern auch im Gemüt des Lesers bleibe – oder wie viele »blinde Passagiere im Bauch der Wörter« (Erwin Mortier/Christiane Kuby) mitreisten.

Das Lesefest prunkte mit einer so noch nie dagewesenen Performance von Andreas Tretner unter dem Titel »Der **Wasserturm** zu Babel«, die Beifallsstürme hervorrief.

Dann gab es **Bier**! Vom **Fass**! Spendiert von Bürgermeister **Pink**! (Der bei Peymann war.) **Wolters Pils** übrigens. Der Rest war zunächst Vielsilbigkeit, dann Schweigen.

Vom Beachvolleyball zum Sex auf Augenhöhe

Samstag war wie immer Arbeitstag in Wolfenbüttel (unterbrochen von Lauftreff und/oder Mittagsschlaf), wieder bei schönstem Wetter, und manch einer mochte denken, zu den angekündigten Workshops sei noch einer über **Beachvolleyball** hinzugekommen – und hätte vielleicht gern kurzfristig umdisponiert –, aber es handelte sich dabei um das gleichzeitig stattfindende »Top-10-Turnier der niedersächsischen Beachvolleyballtour«, das die mehr oder weniger passende Hintergrundgeräuschkulisse zu den Workshops im Rathaus bildete. Dort und anderswo ging es um junge Erzählerstimmen, Justizsysteme, Sprachgefühl, Baseball, Metaphern, Regionalsprachen, die

Die Ungleichen im Gleichtakt Foto © Ebba Drolshagen

Das Triumvirat und die Spaziergänger Foto © Ebba Drolshagen

richtige Dosis Falsches, den Teufel im Detail, Interjektionen, Bewegung für Schreibtischtäter, Schreiben zu Bildern, Nordische Sprachen, Sachbuch und **Sex auf Augenhöhe** (aber da mag ich auch irgendwas durcheinander gebracht haben. Ich war ja nicht überall dabei.)

Gegen 18 Uhr stellte sich vielen von uns Ungleichen die gleiche Frage: Wo eigentlich ist die **KuBa**-Halle dieses Jahr und wie kommen wir da hin? Irgendwie fanden die meisten doch rechtzeitig den Weg, um dabei zu sein, als Karin Krieger den Hieronymusring, den sie zwei Jahre lang würdig getragen hatte, an Frank Heibert weitergab. In ihrer berührenden Laudatio, die seine »unbedingte Redlichkeit im Umgang mit der Sprache« schon im Titel trug, rühmte sie seine Vielseitigkeit, unbändige Neugier und feinfühlige Versiertheit in fünf Sprachen.

Diebischer Spaß für Geschichtendiebe

Frank rang ein wenig um Fassung, als er zu seiner Dankesrede ansetzte und die besondere Bedeutung des Rings hervorhob, drücke er doch eine »Anerkennung aus, die aus Sachkenntnis und geteilter Leidenschaft kommt; eine Wertschätzung ohne Jury-Arithmetik, ohne sachfremde Sachzwänge und ohne pekuniäre Preisvergoldung; ein liebevolles Lob von einer Person (...)« Und er sprach vom wahrhaft »diebischen Spaß«, den ihm – als Geschichtendieb – das Übersetzen noch immer bereite: »Egal, wie oft ich suche und fluche: Es macht süchtig, und es macht glücklich.« Zum literarischen Abschluss las er aus seiner noch unveröffentlichten Neuübersetzung von William Faulkners *The Sound and the Fury*, bei ihm: *Das Tönen und Wüten*. Der Ring, sagte schon Karin Krieger, ist bei ihm »in den besten Händen.« Aufs **Tönen und Wüten** (und Sekt von Kiwi) folgte ein **Fressen und Tanzen**, dass es nur so eine Lust war, maßgeblich dank Katy Derbyshire und Ingo Herzke (in der Nachfolge von Steph Morris), die es schafften, große Teile des besagten Haufens aufs Parkett zu holen und dort zwar nicht unbedingt an einem Strang ziehen, aber doch eben tanzen zu lassen wie die Puppen, angeblich bis in dieselben.

Auf der Welt, um Spaziergänger zu werden

Zuletzt noch dort gesehen wurde auch der Autor, der am nächsten Morgen in der Kommisse zwei seiner Übersetzer treffen sollte – und dies auch tat. Der Schweizer Christoph Simon, Autor von so schönen Titeln wie **Franz oder warum Antilopen nebeneinander laufen**, wurde von dem Moderator Charles Linsmayer so schwungvoll, witzig und temporeich vorgestellt, dass die Müdigkeit im Raum sofort verflog. »Wer in jungen Jahren schon dichtet, ist mit fünfzig vergrämt«, zitierte er Simon und hatte den ersten Lacher gelandet. Dieses Niveau wurde von Simon selbst, seinem Übersetzer ins Polnische, Ryszard Turczyn, und seinem Übersetzer ins Englische, dem irischen Schotten (schottischen Iren?) Donal McLaughlin, mühelos gehalten, sodass selbst quälendere Fragen der Stimmung auf dem Podium keinen Abbruch taten (etwa, sinngemäß; »Gelingt es Ihnen denn, die ganz andere Schweizer Mentalität in Ihre polnische Welt zu übertragen?« – Turczyn: »Na *jaaa*, das ist mein *Beruuuf* ...«) Ein Triumvirat, das ruhig noch öfter zusammen auftreten dürfte.

Gespannt, amüsiert und berührt konnte man dann lauschen, als Passagen aus Simons jüngstem Roman, *Spaziergänger Zbinden*, abwechselnd auf Deutsch, Polnisch und Englisch vorgetragen wurden. »Wir sind nicht von Natur aus Spaziergänger«, hieß es da, »aber wir sind auf der Welt, um Spaziergänger zu werden.« Der Übersetzer als Spaziergänger, nicht nur in Wolfenbüttel – ein Bild, das Bestand haben könnte.

Mit Walter Jens zur Humanisierung beitragen

Den Organisatoren dieser sehr gelungenen Tagung – Brigitte Jakobeit, Andreas Jandl, Elke Link, Karen Nölle, Susanne Höbel und Stefanie Jacobs – war der Dank am Ende sicher; er sei hier noch einmal ausdrücklich wiederholt. Schließen möchte ich mit einem Zitat des vor wenigen Tagen verstorbenen Walter Jens, der ja nicht zuletzt auch Übersetzer war, ein großer Kollege. Was er mit seinem Schaffen wollte, hat er einmal so formuliert, dass es sich als Motto für unsere Arbeit und für die Wolfenbütteler Gespräche wunderbar eignet: »Mit Hilfe der Kunst, die der brutalen Wirklichkeit das schöne Möglichkeitsreich gegenüberstellt, zur Humanisierung der Gesellschaft beizutragen.«

NACHRUFE

Albrecht Lempp
Foto © Elzbieta Lempp

DER RUHELOSE KULTURMANAGER ALBRECHT LEMPP (1953–2012)

Es war im Sommer 1990, als ich Albrecht Lempp zum ersten Mal begegnet bin. Vor meinem Vorstellungsgespräch in Darmstadt beim Deutschen Polen-Institut als Fremdsprachensekretärin spazierte ich noch ein paar Schritte an der nahegelegenen russischen Kapelle durch den kleinen Platanenhain auf der Darmstädter Mathildenhöhe, wo sich das Institut befindet. Damals ahnte ich noch nicht, wie sehr sich die kurze Zeit am Institut und damit auch die Begegnung mit Albrecht Lempp auf mein weiteres Leben als Übersetzerin auswirken würden. Später sollte ich erfahren, dass ich nur eine von Vielen war, die durch Albrechts Kreativität und Ideenreichtum inspiriert und auf den Weg gebracht wurden.

Begründer zahlreicher Kulturprogramme

Albrecht Lempp, 1953 in Stuttgart geboren, studierte Slawistik in München, Sofia und Krakau und promovierte an der University of North Carolina in Chapel Hill (USA). Als er das Vorstellungsgespräch mit mir durchführte, arbeitete er bereits seit drei Jahren als wissenschaftlicher Mitarbeiter an dem von Karl Dedecius gegründeten Deutschen Polen-Institut, das sich vor allem der Übersetzung polnischer Literatur ins Deutsche widmete. Dort gab er auch als Redakteur das Jahrbuch des Instituts *Deutsch-Polnische Ansichten zur Literatur und Kultur* heraus.

Im Jahr 1994 ging Albrecht nach Krakau, um im Auftrag der Robert Bosch Stiftung die Europäische Akademie »Villa Decius« ins Leben zu rufen – eine Kulturorganisation, deren Ziel es war, den Dialog zwischen europäischen Intellektuellen zu fördern und die Ideale demokratischen Denkens und der Integration voranzutreiben. Doch dann kehrte er kurzzeitig nach Darmstadt ans Institut zurück und gründete die Arbeitsgruppe Literatur »Polska 2000«, die Polens Präsenz als Gastland auf der Frankfurter Buchmesse vorbereitete. So war es auch seinem großem Engagement als Botschafter der polnischen Literatur zu verdanken, dass die jüngere und junge polnische Literatur in Deutschland nach 2000 viele Erfolge feierte und dass zahlreiche Programme, die er damals initiierte, bis heute durchgeführt werden.

Nach diesem großen Projekt auf der Frankfurter Buchmesse arbeitete er als stellvertretender Leiter des »Adam Mickiewicz Instituts« in Warschau, das sich der Förderung und Verbreitung der polnischen Kultur im Ausland widmet. Und zuletzt war Albrecht geschäftsführendes Vorstandsmitglied der Stiftung für deutsch-polnische Zusammenarbeit, die durch sein Engagement 2009 ein Büro in Berlin eröffnen konnte.

Unablässig am Austausch zweier Kulturen arbeitend

Doch trotz dieses unermüdlichen Wirkens im deutsch-polnischen Kulturaustausch fand er auch Zeit zum Übersetzen und übertrug zahlreiche Werke aus dem Polnischen ins Deutsche, u.a. Prosa von Jerzy Pilch, Janusz Głowacki, Janusz Rudnicki, Maria Nurowska, Anna Bolecka und Andrzej Bart. Und so erhielt er 2007 den polnischen Transatlantyk-Preis für seine Verdienste als Übersetzer und Förderer der polnischen Kultur und Literatur im deutschsprachigen Raum. Albrecht hatte einfach die wunderbare Gabe, Netzwerke zu schaffen, andere mit seinen Ideen zu inspirieren und unzählige Projekte umzusetzen und auf den Weg zu bringen. Man könnte sagen, dass er der »ideale Übersetzer« war, der nicht nur an literarischen Texten, sondern auch an dem Zusammenkommen und dem Austausch zweier Kulturen unablässig gearbeitet hat.

Als Albrecht Lempp im November letzten Jahres mit 59 Jahren viel zu jung in Warschau an einem Herzinfarkt starb, war es ein Schock für alle, die ihn liebten, kannten und schätzten, und es war ein schmerzlicher Verlust für die deutsch-polnische Kulturszene.

Damals, an dem heißen Sommertag 1990 bekam ich die Stelle als Albrechts Sekretärin und erlebte ihn als einen Chef, der mein Potenzial schnell erkannte und mir immer wieder kleinere Übersetzungen zuschob. Es war eine gute Zusammenarbeit und heute bedauere ich ein wenig, dass wir uns nach einem halben Jahr bereits wieder trennten, weil ich ins Ausland ging. Doch ich nahm die Erinnerung an die Zeit am Deutschen Polen-Institut, dem ich bis heute als Übersetzerin verbunden bin, dankbar mit. Dort habe ich Albrecht Lempp kennengelernt, der auch mich ein Stück auf meinen Weg brachte.

Joanna Manc

Doreen Daume Foto: privat

ZUM TOD VON DOREEN DAUME (1957–2013)

Doreen ist das perfekte Sinnbild für unseren Beruf gewesen, schon lange bevor sie ihn tatsächlich ergriffen hat. Sie war ein Phänomen, seit ich sie kenne – wir wohnten zufällig im selben Haus im 4. Bezirk, als wir beide vor gut 35 Jahren nach Wien kamen, sie aus München/Starnberg, ich aus Berlin; sie angehende Konzertpianistin im vierten Stock, ich ein stiller Sprachenstudent im Souterrain. Gerne hat sie oben zu *soirées musicales* mit Spaghetti eingeladen – eigentlich jeweils Generalproben zu Vorspielterminen im Konservatorium für sie und manche Mitstudentin, plus Spaß und Entspannung für alle Beteiligten: tolle Idee und typisch Doreen.

Polnisch wegen der lästernden Schwiegermutter

Irgendwann heiratete sie einen Polen und fing bald ernsthaft an, seine Sprache zu lernen – eigentlich nur, weil es ihr auf die Nerven ging, dass die Schwiegermutter in Danzig jedes Mal so ganz offensichtlich über sie lästerte. Ich weiß noch, wie wir einmal miteinander (meine?) Küchenschränke lackierten und sie sich über »diese saublöden Aspekte« der polnischen Verben mokierte. Später hat sie mir mal bei einer Krimiübersetzung geholfen, als ich einen »typischen Akzent« für eine polnische Figur brauchte. Sie war inzwischen wieder geschieden, vielleicht deshalb ihr sarkastischer und nützlicher Tipp damals: »Aale Pollen schmorren in der Höhle« (sprich: das ist eine Sprache ohne distinktive Vokallängen).

Pianistinnenlaufbahn vermasselt

Damals wurde ihr Multiple Sklerose diagnostiziert und so die Pianistinnenlaufbahn perfekt vermasselt – denn wenn sie ihre MS auch zum Glück jahrelang nur als leichte Taubheitsschübe in den Fingern wahrnahm, reichte es doch, um das Klavierspielen zum Hobby zu degradieren. Vorher war Doreen bei Wind

und Wetter kilometerweit quer durch Wien geradelt, um Pianostunden zu geben.

Aber mit derselben Ausdauer lernte sie dann die neue Sprache, und zwar so gut, dass es nicht lange dauerte, bis sie sich unter die (durchaus vorhandenen) Größen der Polnischübersetzer einreihte. Es war nur eine kurze Karriere (2000–2013), aber angefangen hat sie gleich richtig weit oben, aber anscheinend reicht's nicht, dass einer wie Czesław Miłosz den Nobelpreis für Literatur kriegt – trotzdem gab es Sachen von ihm, die nie ins Deutsche gekommen waren. So auch sein *Hündchen am Wegesrand*, eine Sammlung aphoristischer Essays, die Doreen (wieder)-entdeckte und bei Hanser unterbrachte, wo sie dann immer neue Texte, vor allem Gedichte von Miłosz, übersetzt hat. Lyrik war überhaupt ihre Spezialität, die Hälfte ihrer Bibliographie fällt in dieses Genre. Und für poetische Sprachwucht wurde auch ihre Übersetzung der beiden Romane von Bruno Schulz gerühmt, vor allem die »vitale und intensive« Neufassung seiner *Zimtläden*.

Fixstern in Yspern, Bernhard-Suada zum Staatspreis

Wie immer hatten wir Anfang Mai unser österreichisches Übersetzerseminar im Waldviertel, und am Tag davor ist Doreen gestorben. Sie war dort seit vielen Jahren ein Fixstern, bei allen bekannt und beliebt. Viele erinnerten sich lebhaft, wie sie vor etlichen Jahren in der Schreibwerkstatt an ihrer Preisrede für den Staatspreis feilte, gehalten im Stil einer zornigen Thomas-Bernhard-Suada.

Zornig war sie auch darüber, wie unbedankt und mies bezahlt unser Beruf ist. Sie hat sogar noch einen Fernkurs als Werbetexterin abgeschlossen, weil ihr klar war, dass man in *der* Branche die Tricks der Sprachkunst, die wir draufhaben, genug zu schätzen weiß, um richtig Geld dafür zu bezahlen. Mit ihrem Witz und ihrem Charme wäre sie dort sicher gut gelandet – Koks, Whiskey und Valium hätte sie nicht gebraucht.

Immer ist es ungerecht, wenn uns jemand stirbt, den wir so gemocht haben. Bei Doreen war es besonders hart, weil sie der einen Krankheit so lange getrotzt hat, und dann erwischt sie so ein widerlicher Krebs und braucht nur ein paar Monate, um sie zu schaffen – sie, die selber so viel geschafft und geschaffen hat! *O, kurwa mać*!

Werner Richter

REZENSIONEN

Esther Kinsky: Fremdsprechen. Gedanken zum Übersetzen. Berlin: Matthes & Seitz 2013, 141 S., 17,90 €

Fremdsprechen. Der Titel von Esther Kinskys schmalem Bändchen macht stutzig. Der Untertitel verrät, dass sich die Autorin *Gedanken zum Übersetzen* gemacht hat, und die weitere Lektüre zeigt, dass es ihr um die Anverwandlung der Fremde mittels Sprache, vor allem aber um den Raum zwischen den Sprachen geht, um das »Wie«, nicht das »Was« des literarischen Übersetzens von Prosa – zu Lyrik sei anderes zu berichten.

Ausgangspunkt ihrer Überlegungen ist der Turmbau zu Babel, den Gott mit Sprachverwirrung bestrafte, dadurch die Fremde schuf und dem Übersetzen den Boden bereitete. Ebenso wenig wie die Welt, sei Sprache statisch, sondern ein Prozess, der sich auf kollektiver wie auf individueller Ebene vollziehe. Sprachkonsens gelte nur in einem begrenzten Raum, außerhalb davon liege die Fremde. Kinsky interessiert vor allem die individuelle Spracherfahrung, die mittels Klängen, Rhythmen, Bilder und Gefühlen im Kopf Wort-Welten erschaffe. Fürs Übersetzen unerlässlich sei eine tiefe Vertrautheit mit der Wort-Welt der eigenen Sprache, denn es gehe – Kinsky rekurriert hier auf Walter Benjamin – dabei wesentlich um die Art des Meinens, nicht um das, was mit den Wörtern gemeint ist: *pain* und *Brot* bezeichnen zwar dasselbe, treffen im Kopf eines Franzosen aber auf eine andere Wort-Welt als bei einer Deutschen.

Für einen Übersetzer (die Autorin verwendet durchweg das Maskulinum) genügt es demnach nicht, über den Wortschatz einer fremden Sprache zu verfügen, er muss auch ihre Mittel und Möglichkeiten kennen, um die Welt des Originals umbenennen, sie *fremdsprechen* zu können. Erst dann nämlich kann er die Sprachwelten dialogisch einander annähern. Zur Deckung bringen lassen sie sich allerdings nie. Doch es sei gerade die Kluft zwischen ihnen, die der Übersetzer fruchtbar machen könne – kein bedrohlicher Abgrund also, sondern »ein Klangraum, ein Resonanzboden, an dem das Hin und Her des Textes in eigener und fremder Sprache mit Ton und Stimme ausprobiert und eingeübt wird. Dieser Klangraum selbst verändert sich allmählich, füllt sich nach und nach mit den Spuren des Hin und Her der beiden Sprachen und Sprachwelten und wird zu einer nur dem Übersetzer zugänglichen Zwischen-Welt …«, einem Transitraum, in dem sich »die Verwandlung des originalen Texts in die Übersetzung vollzieht.« Interferenzen und Divergenzen gehören dabei zum täglichen Brot, und stets stellt sich die Frage, »wie viel Fremde bleibt, wie sehr wird das Original […] entfremdet«, wobei Kinsky »immer für ein gutes Stück Fremde« plädiert.

Keine Übersetzung kann Alleingültigkeit beanspruchen

Das Buch bietet keine praktischen Tipps und Hilfen zum Übersetzen. Kinsky befasst sich mit der Sprache als Material, mit dessen Hilfe der Welt Ausdruck verliehen wird. Gleichwohl benennt sie auch Hindernisse, die sich beim Übersetzen in unterschiedlicher Gestalt in den Weg stellen, und veranschaulicht anhand konkreter Beispiele, wie zwischen dem Gewebe des Originals und dem der Übersetzung Lücken entstehen. Anders als Walter Benjamin gesteht sie der Übersetzung aber nicht nur die Funktion einer unvollkommenen Folie über dem Original zu, sondern setzt sie, und das sei besonders betont, als eine andere Kategorie der Sprachgestaltung in ihr eigenes Recht.

Da sich eine Übersetzung dem Original nur annähern, es aber nie ganz erfassen kann, ist sie notgedrungen vorläufig. Neue Übersetzungen machen ältere daher nicht obsolet, fügen dem Original vielmehr eine Lesart hinzu und stellen somit eine Bereicherung dar, denn keine Übersetzung kann für sich Alleingültigkeit beanspruchen. Der Frage nachgehend, ob Übersetzen

Kunst sei, verdeutlicht Kinsky den unterschiedlichen Umgang eines Autors und eines Übersetzers mit dem Material Sprache und schildert in diesem Zusammenhang auch ihre keineswegs unproblematische Erfahrung mit der Übersetzung eines eigenen, auf Englisch verfassten Texts ins Deutsche.

Esther Kinskys sehr persönlicher und anschaulicher Bericht über den dezidiert subjektiven Charakter des Übersetzens regt Profis zu der immer wieder gebotenen Reflexion ihres Tuns an und zeigt interessierten Laien, dass es nicht damit getan ist, nur abzuschreiben, was da in fremder Sprache steht. Unbedingt lesenswert!

Hedwig M. Binder

Heike Wiese: Kiezdeutsch. Ein neuer Dialekt entsteht. München: C. H. Beck Verlag 2012, 280 S., 12,95 €

Die Potsdamer Linguistikprofessorin Heike Wiese macht sich das Leben nicht leicht. Mit ihrem 2012 in der Beck'schen Reihe erschienenen Taschenbuch *Kiezdeutsch. Ein neuer Dialekt entsteht* geht sie das Risiko ein, sich zwischen alle Stühle zu setzen: Über die Veröffentlichung eines strikt populärwissenschaftlichen, in sehr einfacher Sprache geschriebenen Buches werden ihre akademischen KollegInnen sicherlich die Nase rümpfen, und die Jugendlichen im Kiez werden sich wohl kaum von Theorien zur Dialektbildung angesprochen fühlen.

Das Buch ist vermutlich vor allem als Antwort auf die emotional stark aufgeladenen Angriffe in Presse und Hassbriefen der »Moralpanik« schiebenden Deutschen entstanden, denen die Professorin mit ihrem Forschungsbereich Umgangssprache in Migrantenstadtteilen ausgesetzt ist.

Wiese möchte das breite Publikum erreichen und vor allem die den Untergang der deutschen Kultur und Sprache Fürchtenden davon überzeugen, dass *Kiezdeutsch* keineswegs eine Bedrohung für das Deutsche darstellt, sondern nur zum Zweck der Abwertung von Jugendlichen aus sozialschwachen Vierteln mit hohem Migrantenanteil so abgestempelt wird.

Ihre Botschaft ist also vorwiegend politischer Natur – und macht das Buch dadurch für uns ÜbersetzerInnen eher langweilig. Dabei wollen wir ja eigentlich dasselbe wie sie: Wir sorgen durch unsere Arbeit dafür, dass die Kluften zwischen verschiedenen Kulturen überbrückbar werden; Wiese möchte, dass Kiezdeutsch nicht ausgegrenzt, sondern als »faszinierender, junger und dynamischer ... deutscher Dialekt« anerkannt wird.

Standardsprache vs. neue Dialekte

Doch worum geht es? Heike Wiese bezeichnet die Jugendsprache, die von Jugendlichen in sozial relativ schwachen Stadtbezirken mit hohem Migrantenanteil gesprochen wird, als »Kiezdeutsch«, das für sie einen neuen deutschen Dialekt darstellt. Ein Dialekt ist für sie nicht unbedingt geographisch definiert, sondern kann auch »mit einer bestimmten sozialen Klasse oder Statusgruppe (‚Soziolekt') assoziiert sein.« »In Kiezdeutsch« finden sich zwar gewisse arabische oder türkische Worte (»Lan« [Mann] oder »wallah« [echt]), aber ansonsten folgt es regelhaft der Grammatik und dem Sprachgebrauch des Deutschen und sollte deswegen nicht als »Ausländersprache« oder »schlechtes Deutsch« verunglimpft werden.

Dass auch unsere Standardsprache (den Begriff Hochdeutsch lehnt die Autorin als inkorrekt ab, Hochdeutsch sei der süddeutsche Gegensatz zum Plattdeutschen) sehr wandlungsfähig ist, begegnet uns täglich in der Umgangssprache, z. B. in Sätzen mit »Verb-zweit-Stellung« (»Mach das mal nicht, weil das bringt nichts«) oder »Lassma so gegen drei so treffen.« Rudi Keller schreibt dazu: »Die systematischen Fehler von heute sind (...) mit hoher Wahrscheinlichkeit die neuen Regeln von morgen.« Darüber brechen keine Entrüstungsstürme los, wohl aber über Kiezdeutsch-Sätze wie »Danach isch ruf dich an«. Wie Wiese in stark didaktischer, wohl für den Unterricht konzipierter, mehrfacher Wiederholung darlegt, geht es bei der Kritik an dieser Jugendsprache nicht um linguistische Fragen, sondern um Ausgrenzung.

Heckenausdrücke und Fokusmarker

Der Abschnitt des Buchs über grammatische Innovationen ist für unser Metier am fruchtbarsten. »Wir sind jetzt *anderes* Thema!« ist ein schönes Beispiel für ein »neues Funktionsverbgefüge« und der Abschnitt über »So als deutscher Fokusmarker« (»Dis find ich voll cool so«) bietet viel Interessantes: Meist signalisiert »so« Vagheit und ist damit ein »Heckenausdruck«: »Eine Partikel wie so, die zunächst als Heckenausdruck umfunktioniert wurde, steht somit häufig an einer Stelle, an der die zentrale, neue Information erscheint.« So wird also wie eine Atempause eingesetzt, um das wichtigste Wort im Satz hervorzuheben.

Für uns »Praxis-Linguisten« wären allerdings saftige, bunte Beispiele aus der Sprachwelt von Neuköllner und Weddinger Jugendlichen besonders interessant, aber die enthält uns Heike Wiese leider vor, weil sie die Jugendlichen, von denen sie für die empirische Forschung umfangreiches O-Tonmaterial aufgenommen hat, nicht als exotisch oder randständig karikieren will. Als Übersetzerin von Jugendliteratur hätte ich aber zu gern gewusst, wie die Kids nun wirklich reden, wenn sie unter sich sind.

Anke Burger

WOLF HARRANTHS PC-RUBRIK

WARNUNG: ICH WEISS ALLES ÜBER SIE!

Die große Panik geht um: Der Megaschnüffel aus den USA macht Schlagzeilen. Und jede/r möchte plötzlich wissen, wie man sich davor schützen kann, das Barack Obama (oder sonstwer) unseren Rechner behaust. Die Antwort ist einfach. Ja, es gibt den totalen Schutz: Melden Sie sich vom Internet ab. Müllen Sie PC und Smartphone. Gehen Sie nie ohne Totalvermummung aus (Achtung: Überwachungskameras!). Sprechen Sie nie wieder ein Wort zu niemandem (Achtung: Verwanzung). Sollte Ihnen dies zu radikal sein, finden Sie sich am besten mit der Tatsache ab, dass es in unserer Lebensrealität keinen absoluten Schutz gegen die Auslieferung unserer Persönlichkeit an (un)bekannte Dritte gibt. Aber es gibt sehr wohl ein paar vernünftige Möglichkeiten, sich unauffällig, uninteressant zu machen. Beispiele:

- Investieren Sie in einen brauchbaren Virenschutz, legen Sie erst los, wenn der nach dem Rechnerstart aktiv ist. Laden Sie auch sämtliche Sicherheitsupdates zum Betriebssystem herunter.
- Stöpseln Sie keinen USB-Stick an, ohne ihn vorher überprüft zu haben. (Das kann Ihr Virenschutzprogramm!)
- Verzichten Sie auf die Selbstpreisgabe in den so genannten sozialen Netzwerken (Gesichtsbuch, Gezwitscher).
- Öffnen Sie keine Mail von Unbekannten und keine Mail von Bekannten, die sich »anders anfühlt« als gewohnt. Am besten gucken Sie sich Ihr Postfach zuerst via Webmail an und putzen allen Schmutz gleich am Server Ihres Providers weg.
- Surfen/googeln Sie anonym und verzichten Sie auf verdächtige Suchworte. Vermeiden Sie dergleichen auch im Betreff und Inhalt Ihrer E-Mails (»Gestern war Bombenstimmung bei XY«).

Verschlüsseln Sie jedoch z.B. Ihre E-Mail-Adresse in der Signatur durch Verzicht auf dem Klammeraffen oder ersetzen den mit [at], weil Ihnen das ein gutes Gefühl gibt, erfahren Sie bereits beim Aufruf von http://ip-check.info/?lang=de von JonDonym, wie sinnlos das ist: Sie werden prompt mit Ihrer persönlichen IP-Adresse begrüßt und erfahren, zunehmend erschrocken, was Ihr Rechner über Sie offenbart und wo Einschleichdiebe den bequemsten Zugang haben. Vorteil: Zu jeder Offenlegung gibt es Schutzempfehlungen (Cookies, Fonts…). Nachteil: Die Betreiber informieren Sie nicht aus Liebe, sondern weil sie mit ihrer Schutz-Software Knete machen wollen.

Kachelfläche, 8er-Bahn, offenes und freies Büro

Falls Sie unbedingt Fenster 8 mit Fliesenboden auf dem Monitor haben müssen, sollten Sie bedenken, dass Ihnen Mikroweich keine Lizenz mehr verkauft, sondern lediglich einen reichlich verpackten Zettel: den Produktschlüssel mit der Berechtigung, ein Paket auf einem Rechner für den einmaligen privaten Gebrauch runterzuladen, und auch das nur, wenn Sie brav sind. (»…but only if you comply with all the terms of this agreement.«) Der Produktschlüssel ist an Ihre Hardware gebunden. Tauschen Sie Ihren PC aus, wird Ihre Seriennummer ungültig, und Sie müssen ein neues Produkt kaufen. – Das gilt auch für MS Office 2013. Lesen Sie also vor dem Kaufentschluss das Kleingedruckte: http://office.microsoft.com/de-at/products/microsoft-software-lizenzvertrag-FX103576343.aspx Frage: Gibt es aber denn Alternativen? Antwort: Mehrere. Bei SoftMaker Office Professional 2012 kostet das Komplettpaket weniger als das Starter-Kit von siehe-oben, gilt für drei Lizenzen, die Seriennummer kann auf einen anderen PC übertragen werden, und ein paar Gütchen (alias Goodies) gibt es als Gratis-Draufgabe. Mehr dazu bei www.softmaker.de
Weniger bekannt, aber genau so gut ist LibreOffice bei http://de.libreoffice.org/ – ein leistungsfähiges Gesamtpaket, das sich ohne Einschränkung wie siehe-oben verhält und geeignet ist für Windows, GNU/Linux 32-/64-Bit und Apple Mac OS X. Die sechs Module heißen Writer, Calc, Impress, Draw, Base und Math, und dreimal darf man raten, wie diese Bereiche bei siehe-oben bezeichnet werden. LibreOffice ist ein Produkt der Stiftung The Document Foundation.

Excel: Datumsdarstellung bei .csv fixieren

Sagt Ihnen nichts? Dann lesen Sie gar nicht erst weiter. Anderenfalls: Sie haben also im .xls-Sheet ein Datum mit z.B. JJJJ-MM-TT angelegt und finden es im .csv-Sheet scheinbar unverbesserlich als TT.MM.JJJJ wieder? Abhilfe: jeweils ein Leerschritt vor der Datumsangabe in der .xls-Vorlage. Der wird bei .csv automatisch gekappt, und Sie finden Ihre Originaleingabe. Gilt übrigens auch für andere Einträge, die sich beim Wandeln verwandeln.

Bequemer fensterln

Um dem Verdacht zu entgehen, gegen siehe-oben allergisch zu sein, erfolgt allhier der Hinweis auf eines jener vielen Nützlichkeitspakete, die man sich gemeinhin anschafft wie die patentierte Alles-Gemüse-Reibe oder den Nasenhaar-Schneider (und ebenso häufig verwendet). PC Fresh 2013 von Abelsoft www.abelsoft.de hat allerdings für 20.90 neben den üblichen Windows-Verbesserungsversprechen ein paar tatsächlich nützliche Funktionen anzubieten, so etwa den Öffnen-mit-Manager. Mit dem legt man fest, welches Programm beim Doppelklick auf die Datei gestartet wird.

DDR zum Nachlesen

Die drei landesweiten Tageszeitungen der ehemaligen DDR – Neues Deutschland, Berliner Zeitung und Neue Zeit – stehen in digitaler Form bei der Staatsbibliothek zu Berlin http://staatsbibliothek-berlin.de zur Verfügung: http://bit.ly/WhyY8B. Allerdings muss man sich anmelden und einige Bedingungen erfüllen. (Hürden sind dazu da, genommen zu werden.)

Hürdenlos erreichen Sie für jegliche Reaktion yours truly via:
harranth@dokufunk.org

Impressum
Übersetzen (ehemals »Der Übersetzer«) erscheint halbjährlich.
Herausgeber: Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e.V. (VdÜ) in Zusammenarbeit mit der Bundessparte Übersetzer des VS in ver.di, Paula-Thiede-Ufer 10, 10179 Berlin.
Bankverbindung
Inlandsüberweisung: EthikBank Eisenberg, Konto Nr. 320 91 56
BLZ 830 944 95
EU-Überweisung: EthikBank Eisenberg,
IBAN: DE86 8309 4495 0003 2091 56, BIC: GENODEF1ETK
Redaktion (verantwortlich): Dr. Sabine Baumann, Obermainanlage 21, 60314 Frankfurt am Main
Veranstaltungen: Gesine Schröder, Bürknerstraße 20, 12047 Berlin
Rezensionen: Anke Burger, 4646 Rue de la Roche, Montréal QC H2J 3J6, Kanada
Abonnements: Maike Dörries, Eichelsheimer Str. 6, 68163 Mannheim
Layout: Christoph Morlok, Heidelberg
Gestaltung Umschlag: Rimini Berlin
Druck: Druckkollektiv Gießen
ISSN 1868-6583
Für unverlangte Manuskripte keine Haftung. Die Redaktion behält sich Kürzungen vor. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion und mit Quellenangabe.

Redaktionsschluss
Heft 1 (erscheint im April): 31. Januar
Heft 2 (erscheint im Oktober): 31. Juli